

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 14 (1891)

**Artikel:** Briefe aus den Jahren 1809 bis 1815  
**Autor:** Hirzel, Salomon  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-984882>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Briefe aus den Jahren 1809 bis 1815

von Salomon Hirzel, späterem Eidgenössischem Oberst-Artillerie-Inspektor  
und Zeughausdirektor von Zürich.

---

## Vorwort.

„Skizzen aus dem Leben eines braven Mannes“ ist die Ueberschrift einer Mappe, welche die Briefe enthält, die der in französischem Dienst stehende Lieutenant Salomon Hirzel aus Spanien, Frankreich und Rußland in jungen Jahren an seine Verwandten und Freunde in der Heimat schrieb. Seine nachmalige Gattin hat die uns vorliegende Abschrift dieser Briefe angefertigt. Die Ueberschrift ist wohl gewählt; wer immer im Leben mit Hirzel zusammen gekommen ist und ihn näher kennen gelernt hat, wird dieß bezeugen. Er war indessen nicht nur ein braver Mann, hiedern Charakters und leutfeligen Wesens, sondern auch, wie alle Sachverständigen wohl wußten, ein Mann von großer militärischer Begabung und ungewöhnlicher Arbeitskraft.

Der Ausbildung und Ausrüstung der zürcherischen Artillerie hat Oberst Salomon Hirzel in verschiedener Stellung fast dreißig Jahre hindurch seine Kraft gewidmet und sie auf eine Stufe der Ausbildung gebracht, welche bei der damaligen kantonalen Instruktion kaum in einem andern Kanton erreicht wurde. Umfassende Kenntnisse, strenges Pflichtgefühl, großer Ernst im Dienste, gepaart mit freundlicher Behandlung seiner Untergebenen, waren die Eigenschaften, die ihm die allgemeine Achtung und das Zutrauen der Offiziere wie der Soldaten erwarben. Die Anhänglichkeit an ihn vererbte sich bei der zürcherischen Artillerie vom Vater auf den Sohn und seine Pflichttreue trug sich spürbar auch

auf die Truppen über, denen er vorstand. Als Direktor des Zeughauses leistete Oberst Hirzel dem Staat vortreffliche Dienste und wußte sich wie beim Militär die Herzen seiner Angestellten zu gewinnen.

In den uns vorliegenden Briefen tritt uns noch nicht der gereifte, ruhige, in Allem seiner Sache sichere Borgesezte entgegen, als welchen wir ihn in längerem Umgange kennen gelernt haben; es ist vielmehr in dem jungen Manne noch ein Schaffen und ein Werden, aus dem sich erst allmählig ein fester Charakter entwickelt; gerade dieß aber verleiht den Briefen, abgesehen von den weltgeschichtlichen Ereignissen, woran sie sich knüpfen, einen besondern Reiz. Die Briefe sind von schweizerischen Militärschriftstellern schon mehrfach benutzt worden, sowohl bei Beschreibung des spanischen als bei derjenigen des russischen Feldzuges; sie dürften indessen auch einem nichtmilitärischen Publikum Interesse bieten, so daß uns ihre Veröffentlichung hinlänglich gerechtfertigt erscheint.

Wir stellen den Briefen eine kurze Lebensskizze Salomon Hirzel's voran, wozu wir einige Aufzeichnungen von der Hand seiner Gattin benutzen, die wir mit den Angaben in den Neujahrsblättern der Feuerwerker-Gesellschaft von 1867 und von 1873 ergänzen. Auch dem kurz nach Hirzel's Tod im Jahre 1844 erschienenen Nekrologe haben wir Manches entnommen.

Salomon Hirzel, am 20. September 1790 geboren, war der Sohn des Landwreibers von Kyburg, Heinrich Hirzel, und der Frau Barbara Peyer von Schaffhausen. Noch im Kindesalter verlor er im April 1797 seinen Vater, worauf seine Mutter mit ihren sechs unmündigen Kindern nach Zürich übersiedelte und im Hause zur „Haue“ ihre Wohnung bezog. Der lebhafteste und muthwilligste, dabei aber gutmüthige Knabe Salomon ließ sich durch seine rege Phantasie mitunter zu tollkühnen Streichen hinreißen; so kam er einst auf den Einfall, den steinernen Hirschen zu besteigen, welcher den Giebel des Hauses zur Haue ziert, um zu erproben, in wie weit er den Schwindel zu bemeistern vermöge. Ob solchen und ähnlichen Streichen gerieth das ängstliche Mutterherz in bange Sorge und es fand sich der Vormund, Herr Zunftmeister Daniel Weber, bewogen,

den Knaben auswärts unterzubringen, um die Mutter der Sorge für dessen Erziehung zu entheben. So wurde denn der neunjährige Salomon bei einem biedern Landwirth, Namens Jakob Bär in Ottenbach an der Reuß, im Hause zum „Schloß“ untergebracht, um eine ganz ländliche Erziehung zu genießen, welche ihm auch wohl bekam. Seine schon bejahrten Pflegeeltern, die nur eine verheirathete Tochter hatten, waren ihm schon um seiner Treuherzigkeit willen innig zugethan und versahen ihm thatsächlich Elternstelle. Der Aufenthalt in Ottenbach und die damit zusammenhängenden Beschäftigungen legten den Grund zu der kräftigen Körperbildung des jungen Menschen. Jeden Freitag mußte Salomon Hirzel Morgens um zwei Uhr, im Sommer wie im Winter, einen mit Baumwollengarn beladenen Wagen in die Stadt führen; dabei kam es nicht selten vor, daß der Wagen an dem steilen Aufstieg bei Birmenstorf nicht mehr vom Fleck wollte oder gar rückwärts zu rollen drohte, was dem jugendlichen Fuhrmann manche Thräne auspreßte. In Zürich angekommen, brachte er seine Waare zu Herrn Anton Holzhalb beim Thor, einem angesehenen Handelsherrn, während er selbst seine Einkehr in einer Weinschenke auf dem nahen Münsterhof nahm. Gar oft machte er im Fuhrmannshemd und mit der Peitsche in der Hand einen Besuch bei seinem nachherigen Schwiegervater, Herrn Schirmschreiber Baur. Dieser war nach der Wahl Zunftmeister Weber's als Amtmann zu Rütli zum Vormund Hirzel's ernannt worden. Wie am Morgen wurde auch bei der Heimfahrt Abends in Birmenstorf eingekehrt und ein währschafes, ländliches Mahl von dem jungen Fuhrmann genossen. Die rohe Baumwolle, mit welcher der Wagen auf dem Rückweg befrachtet war, kam in die Hände der zahlreichen Spinnerinnen in und um Ottenbach und wurde bis zum darauf folgenden Freitag von Hand gesponnen; die Maschinen-Spinnerei lag damals noch in der Wiege.

Vom Aufenthalte Salomon Hirzel's in Ottenbach her haben sich einige Briefe an seine Mutter erhalten, die von großer Anhänglichkeit an die Seinigen, aber allerdings auch davon zeugen, daß seine Schulbildung in Ottenbach sehr im Rückstande blieb. Der intelligente Knabe fühlte



dies indessen selbst und er versprach seiner Mutter in einem seiner Briefe, sich alle Mühe geben zu wollen, um im Schreiben „vollkommen“ zu werden. Niemand ahnte übrigens zu jener Zeit, welche Bedeutung die Praxis als Fuhrmann und Pferdewärter für den nachherigen Batterieführer im russischen Feldzuge gewinnen sollte. Von Interesse für den Knaben waren in Ottenbach die öftern Durchmärsche von französischen Truppenabtheilungen, welche von Graubünden her in der Richtung nach Basel stattfanden. Die Truppen hatten zu der Armee des Generals Moreau zu stoßen, der im Frühjahr 1800 seinen Feldzug in Schwaben begann, während Napoleon Bonaparte über den großen St. Bernhard in Oberitalien einfiel. Der Anblick dieser Soldaten mag in dem Knaben ab und zu die Lust zum Militär geweckt haben; sonst neigte er sich entschieden der Landwirthschaft zu.

In seinem eilften Jahre, nach dem im Januar 1801 erfolgten Tode seiner Mutter, kam Salomon Hirzel nach Zürich zurück und wurde von seinem Vormunde bei einem Freunde seines verstorbenen Vaters, Herrn Waisenhausverwalter Heß, untergebracht. Seinen Unterricht erhielt er indessen nicht zusammen mit den Waisenkindern, sondern in der städtischen Bürgerschule, wo der fähige Knabe die Lücken in seiner Elementarbildung auszufüllen einigermaßen Gelegenheit hatte. Nach seinen alten Pflegeeltern und nach dem Aufenthalte in Ottenbach empfand er indessen oft schmerzliches Heimweh, besonders wenn ihn seine Jugendfreunde von dorthier besuchten, was zuweilen geschah.

Einige Zeit nachher verließ er das Waisenhaus und fand auf seinen Wunsch hin Aufnahme im Hause seines Vormundes, dem er dafür sein ganzes Leben hindurch dankbar blieb. Mehr und mehr trat des Knaben Neigung zum Militärstande hervor; als Vorbereitung dazu suchte er sich auf jede Weise abzuhärten und sich an Entbehrungen aller Art zu gewöhnen. Er ließ sich darin durch häufige Kopfschmerzen nicht stören, selbst dadurch nicht, daß er wegen einer Gefäßanschwellung beständig eine Kopfbinde tragen mußte. Daneben trachtete er mit eisernem Fleiße darnach, die Versäumnisse in seiner Schulbildung nachzuholen und lag be-

sonders den mathematischen Fächern mit Eifer ob. Seinem Vormunde wie auch seinen beiden ältern Brüdern machte die ausgesprochene Neigung Salomon's zum Soldatenstande manche Sorge und sie verstanden sich sehr ungerne dazu, ihn gewähren zu lassen, wogegen ein Anverwandter, Herr Seckelmeister Hirzel, der Ansicht war, es sei rathsam, dem heißen Wunsche des jungen Menschen zu willfahren und ihn Soldat werden zu lassen. So ergab sich denn als Schluß eines im Hause seines Vormundes abgehaltenen Familienrathes, Salomon Hirzel den Eintritt in französischen Dienst zu gestatten, wobei man im Stillen hoffte, er werde als abgesetzter Feind der französischen Nation nicht darauf eingehen. Zum Erstaunen seiner Verwandten nahm derselbe aber diesen Vorschlag mit Freuden an und so kam es denn, daß er im Frühjahr 1807 als siebenzehnjähriger Jüngling in französischen Dienst trat, und zwar als Unterlieutenant in das zweite der vier Schweizerregimenter, welche die Eidgenossenschaft dem Kaiser Napoleon zu stellen hatte, unter dem Befehl des Obersten Castella von Freiburg. Die zwei ersten Bataillone dieses Regimentes wurden in Toulon eingeschult, während das dritte und vierte Regiment zu Marseille in der Bildung begriffen waren. Im Herbst 1807 erhielt das Bataillon, bei dem Salomon Hirzel als Unterlieutenant stand, Marschordre nach Spanien. Das Bataillon überschritt gegen Ende November die spanische Grenze; durch die Anstrengungen des Marsches und die rauhe Witterung wurde es, allerdings ohne einen Feind gesehen zu haben, von ursprünglichen 1200 Mann bereits auf die Zahl von ungefähr 900 reduziert. Hirzel's wenige Briefe aus jener Zeit sind leider verloren gegangen; volle achtzehn Monate vernahm man nichts mehr von ihm, so daß man ihn in Zürich bereits als todt betrauerte. Im Laufe des Jahres 1808 hatte Hirzel's Bataillon reichliche Gelegenheit, sich mit den spanischen Guerillas herumzuschlagen; im November nahm es mit dem Armeekorps des Marschalls Soult in der Nähe von Burgos an einem Treffen Theil, welches mit der gänzlichen Niederlage der Spanier endigte. Vom November des nämlichen Jahres datirt auch Hirzel's Ernennung zum Oberlieutenant. Dem Anmarsche der englischen Armee aus

Portugal begegnete Soult am 14. Januar 1809 in so kräftiger Weise, daß sie mit großer Noth in rascher Einschiffung bei Corunna ihre Rettung fand. Daraufhin ging es französischer Seits zur Wiedereroberung von Portugal, welches Land der Marschall Junot im Jahr vorher kapitulationsweise den Engländern hatte preisgeben müssen. — Soult hatte von Napoleon zu diesem Vorhaben ein Armeekorps angewiesen erhalten, bei dem sich die vier Schweizerbataillone befanden, welche die Brigade des Obersten Castella bildeten. Ursprünglich 4000 Mann stark zählten sie jetzt noch 1500 Mann, weßwegen nunmehr die vier Bataillone in drei reduziert wurden.

Am 29. März 1809 wurde die reiche Handelsstadt Oporto von Soult im Sturme eingenommen und drei Tage hindurch der Plünderung preisgegeben. Was Hirzel hier sah und erlebte, schildert er in ergreifenden Worten in dem Briefe, welchen er nach der unfreiwilligen Rückkehr Soult's nach Spanien aus Toro bei Valladolid am 11. Juli 1809 seinem väterlichen Freunde, Schirmschreiber Paur in Zürich, schrieb. — Es ist der einzige Brief Hirzel's aus Spanien, den unsere Sammlung aufweist; ohne Zweifel hat er den Seinigen mündlich noch Vieles über seine Schicksale in Spanien und Portugal zu erzählen gewußt, als er im December 1809 auf einjährigen Urlaub nach Hause zurückkehrte. Sein hart mitgenommenes Bataillon war zur Erholung und Herstellung nach Frankreich zurückbeordert worden; ganz Spanien befand sich vorübergehend in französischer Gewalt, mehr scheinbar zwar als in Wirklichkeit. An den spätern Kämpfen in Spanien in den Jahren 1810 bis 1813 betheiligte sich Hirzels Bataillon nicht mehr. Bekanntlich nöthigte im letztgenannten Jahre die englische Armee unter Wellington die Franzosen zur Räumung des Landes.

Schon am vierten Tage nach seiner Rückkunft besuchte Salomon Hirzel in Gesellschaft seines Vormundes und dessen Familie seine alten Pflegeeltern in Ottenbach, die ihn längere Zeit hindurch als todt beweint hatten. Man kann sich die Freude der guten Alten denken, als ihr einstiger Pflegesohn als stattlicher Offizier bei ihnen eintrat; die Nach-

richt von seinem Erscheinen verbreitete sich rasch im Dorfe und jubelnd kamen seine Altersgenossen den „Schloß=Salomo“, wie man ihn ehemals genannt hatte, zu begrüßen.

Hirzel verwendete seine Urlaubszeit mit großer Emsigkeit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung und verlegte sich wiederum mit besonderem Eifer auf das Studium der Mathematik, deren Nothwendigkeit für sein militärisches Fortkommen er mehr und mehr einsah. Der Kaiser Napoleon glaubte damals die Regimentsartillerie wieder einführen zu müssen, welche die übrigen europäischen Armeen ohne Ausnahme abgeschafft hatten; er that dieß, um seiner Infanterie mehr Zuversicht zu geben, welche in Spanien, sowie in dem Feldzuge des Jahres 1809 gegen Oesterreich sehr gelitten hatte. Offiziere und Mannschaft für diese Artillerie wurden aus den betreffenden Regimentern ausgewählt; Salomon Hirzel, der im Infanteriedienst wenig Abwechslung fand, hegte den Wunsch, zur Artillerie überzutreten und steuerte deswegen denn auch schon während seinesurlaubes in seinen Studien mit aller Energie auf dieses Ziel los.

Zunächst ging er nach Ablauf diesesurlaubes wieder zu seinem Regimente ab, das im südlichen Frankreich verweilte. Seine drei Briefe vom Jahre 1811 aus Aix und Marseille geben uns ein lebhaftes Bild vom französischen Garnisonsleben in relativer Friedenszeit. Der Aufenthalt in Toulon, einem der größten Artilleriedepots von Frankreich, bot natürlich unter den obwaltenden Umständen S. Hirzel besonderes Interesse dar. Seine Ernennung zum Oberlieutenant der Artillerie beim zweiten Schweizerregiment trägt das Datum vom 3. August 1811; sie erfolgte ohne weiteres Examen auf den Vorschlag des Regimentsobersten Castella.

Gewaltigen Eindruck machte auf den neuen Artillerie-Oberlieutenant die kaiserliche Residenz Paris, wohin sich das zweite Schweizerregiment im December 1811 aus dem südlichen Frankreich über Nevers und Fontainebleau begeben hatte. Hirzel's ausführlicher Brief aus Paris ist zunächst an seinen ältesten Bruder, den Staatschreiber Heinrich Hirzel in Frauenfeld, gerichtet und zwar in französischer Sprache. Der Brief

umfaßt in mehreren Abschnitten den Zeitraum von Anfang December 1811 bis zum Abmarsch aus Paris im Januar 1812 und enthält in lebhaften Ausdrücken die Schilderung der Auszeichnungen, welche dem zweiten Schweizerregiment in Paris zu Theil wurden. Der genüßreiche Aufenthalt in Paris im December 1811 und im Januar 1812 steht in grellem Gegensatz zu den namenlosen Leiden, welche im Spätjahr 1812 der Rückzug aus Rußland über die nämlichen Truppen bringen sollte, die sich unter ihrem Kaiser nahezu für unüberwindlich hielten und sich die Welt zu erobern getrauten.

Aus der Zeit, welche dem großen russischen Feldzuge voran ging, besitzen wir noch einen Brief Hirzel's aus Lüttich vom 13. Februar 1812 an Herrn Schirmschreiber Paur. Es handelt sich wesentlich um Unterbringung eines ungerathenen Bruders dieses letztern, Namens Jakob, von dem man hoffte, daß er am ehesten im Militär unter Hirzel's Aufsicht zurecht gebracht werden könnte. Hirzel that sein Möglichstes und wie es scheint nicht ohne allen Erfolg, den jungen Mann an Disciplin und Ordnung zu gewöhnen; derselbe trat später aus französischem in holländischen Dienst, schließlich noch in die Standeskompagnie von Basel, wo er im Jahre 1842 starb. Hirzel's Briefe aus Rußland thun seiner keine weitere Erwähnung.

In den ersten Märztagen des verhängnißvollen Jahres 1812 überschritt das zweite Schweizerregiment, dessen aus zwei Dreipfünderkanonen bestehende Artillerie Hirzel nunmehr kommandirte, den Rhein und nahm seinen Weg durch Westphalen nach der Elbe und in preußisches Gebiet. In der zweiten Hälfte Aprils wurde Stettin erreicht, wo sich zum ersten Mal seit ihrem Bestehen alle vier Schweizerregimenter vereinigt fanden, jedes durchschnittlich 2000 Mann stark. Man wußte nun, daß der Krieg Rußland galt. Die vier Regimenter wurden dem Armeekorps des Marschalls Dudinot zugetheilt, der schon einmal bei Massena's Uebergang über die Limmat im September 1799 helvetische Truppen kommandirt hatte. Am 24. Juni fand der Uebergang über den Niemen, den russischen Grenzfluß, statt. Das nächste Ziel der Armee war Wilna, die



ehemalige Hauptstadt von Lithauen, wo man einer ersten Schlacht mit den Russen entgegensah. Diese zogen sich indessen in der Richtung von Smolensk zurück, gefolgt von der großen Armee Napoleons, während Dubinot deren linke Flanke gegen einen Angriff des Feindes von der Petersburgerstraße her zu decken und zunächst am rechten Ufer der Düna stehen zu bleiben hatte. Die Schweizer gelangten also nicht über die Grenzen des ehemaligen Königreiches Polen hinaus.

Dubinot lieferte in Erfüllung seiner Aufgabe am 17. und 18. August 1812 den Russen unter General Wittgenstein bei Polozk eine erste blutige Schlacht, in welcher die Franzosen mit großen Opfern ihre Stellung behaupteten. An Marschall Dubinot's Stelle, der schon am ersten Schlachttag verwundet worden war, trat General Saint Cyr. Beide behielten die Schweizer zunächst in Reserve; unerwartet kamen diese indessen am Abend des zweiten Schlachttages noch in's Gefecht, wobei sich ihre feste Haltung dem ganzen Armeekorps als Rettung in der Noth erwies. Hirzel schrieb am 19. September zwei Briefe nach Hause, und zwar an seine beiden Brüder. Dem ältern Bruder, dem schon erwähnten thurgauischen Staatschreiber in Frauenfeld (1785 geboren), gibt er interessante Nachrichten über seine spezielle Thätigkeit als Kommandant der Regimentsartillerie vom Ausmarsche aus Frankreich an bis zum Eintreffen in Rußland, sowie über Land und Leute, mit denen er hier zu thun hat. Wohl spricht er seine Besorgniß darüber aus, wie es in dem bevorstehenden Winter ohne Magazine in einem total verheerten Lande zugehen werde; aber von den Schrecknissen, welche über die große Armee kommen sollten, hat er am 9. September noch keine Ahnung. Nochmals von Polozk aus unterhält sich Hirzel mit dem nämlichen Bruder über seinen projektirten Rücktritt vom Militär und den Uebergang zur schon in früher Jugend mit Liebe betriebenen Landwirthschaft. Die geringe Aussicht auf Beförderung bringt ihn auf diesen Gedanken; von der bevorstehenden Katastrophe, welcher auch die bisanhin ziemlich gut weggekommenen Schweizerregimenter zum Opfer fallen sollten und die zunächst jeden

Gedanken an Rücktritt aus dem Militärdienste ausschließen mußte, läßt er sich auch jetzt noch nichts träumen.

Seinem zweiten Bruder, dem 1787 gebornen Johannes Hirzel, Arzt in Steckborn, schildert Salomon in drastischer Weise den Hergang der Sache am 18. August. Interessant ist es, aus dem betreffenden Briefe zu vernehmen, daß sich bei dem Armeekorps von Saint Cyr, der in Folge der Schlacht jenes Tages zum Marschall ernannt worden war, die Sage verbreitet hatte, der Kaiser Napoleon sei am 16. September von Moskau gegen Petersburg aufgebrochen, so daß die Erwartung eine allgemeine war, Saint Cyr werde nun ebenfalls Befehl zum Vorrücken erhalten. In That und Wahrheit zog Napoleon am 15. September erst in Moskau ein, um dasselbe am 17. Oktober wieder zu verlassen, aber nicht in der Richtung der Hauptstadt seines Gegners, sondern vielmehr um einen Rückzug anzutreten, der Hunderttausenden von Menschen das Leben kosten und an Schrecken dem Schlimmsten gleich kommen sollte, was bis dahin die Kriegsgeschichte aufzuweisen gehabt hatte.

Für das Armeekorps des Marschalls Saint Cyr ergab sich bei Polozk eine längere Waffenruhe, indem keiner der beiden gegenüber lagernden Gegner sich stark genug fühlte, den andern zu bezwingen. Den Russen zollt Salomon Hirzel nicht nur das Lob großer Tapferkeit, sondern auch einer trefflichen Disciplin, die sich sogar auf die Kosaken erstreckte. Offenbar verlich erst der Brand von Moskau, den die Russen dem Muthwillen der Franzosen zuschrieben, der Kriegführung ihren unmenschlichen Charakter.

Die am 18. Oktober gelieferte zweite Schlacht von Polozk und die darauf folgende Räumung dieser Stadt von Seite der Franzosen kostete die Schweizerregimenter große Opfer; mehrere von Hirzel's besten Freunden büßten dabei ihr Leben ein. Die vier Regimenter bildeten nunmehr noch ebenso viel schwache Bataillone im Gesamtbestande von ungefähr 1300 Mann. — An Marschall Saint Cyr's Stelle, der in der Schlacht vom 18. Oktober verwundet worden war, übernahm der inzwischen hergestellte Dubinot wieder das Kommando des zweiten Armeekorps, dem



die Schweizer zugetheilt waren. In Orscha am Dnjepr traf dieses Armeekorps am 19. November die Trümmer der aus Moskau zurückkehrenden großen Armee an. Salomon Hirzel hatte Gelegenheit, hier den Kaiser Napoleon genau zu beobachten, als er 36 auf dem Marktplatz aufgefahrene Kanonen unter die Reste der verschiedenen Armeekorps vertheilte; der Kaiser habe dieß, so berichtet Hirzel, mit seiner gewohnten Ruhe und Kaltblütigkeit gethan; er selbst sei mit seinen zwei Kanonen, deren Bespannung er glücklich bis Orscha durchgebracht habe, der Arriergarde der unglücklichen großen Armee zugetheilt worden und habe hier, von seinem Regiment abgetrennt, noch seine Dienste leisten können, bis Hunger und Frost alle Pferde und die wenige Mannschaft, welche vom feindlichen Feuer verschont geblieben sei, aufgerieben habe. Von der ganzen Artilleriektion seines Regimentes kamen nebst Hirzel zwei einzige Männer über die Oder nach Preußen zurück.

Von Marienburg in Ostpreußen aus schildert Salomon Hirzel unterm 27. Dezember 1812 seinem väterlichen Freunde, Schirmschreiber Baur in Zürich, die überstandenen Leiden und Mühsale und kommt dabei auf seinen Entschluß zurück, einen Stand zu verlassen, der so unsäglich viel Jammer und Elend im Gefolge habe. Er hofft, daß die treue Pflichterfüllung, deren er sich rühmen dürfe, ihm auch in einem andern Stande das Fortkommen möglich machen werde.

Sehr interessant ist Salomon Hirzel's darauf folgender Brief, datirt Quedlinburg den 4. Februar 1813. Er gibt darin seinem Bruder, dem Staatschreiber in Frauenfeld, noch mancherlei Aufschlüsse über den unglücklichen Rückzug aus Rußland und hebt darin rühmend hervor, daß die Schweizerregimenter nicht so fast durch das Elend als durch den Feind auf ihr jetziges Nichts zusammengeschmolzen seien.

Schon am Tage darauf, nämlich am 5. Februar, läßt er seinen Bruder in Frauenfeld wissen, daß seine Reise nach soeben eingetroffenem Befehl weiter zu gehen habe und zwar nach Erfurt, wohin also Briefe an ihn zu richten seien. Aus Erfurt erbittet er sich am 11. Februar mit wenigen Zeilen Nachrichten nach Lauterburg im Elsaß, dem Depot

des zweiten Regimentes, wohin er unverzüglich mit Marschrouten abgehen werde und wo ihm sammt seinen verwundeten und franken Kameraden endlich längere Ruhe zu Theil werden solle.

Von Lauterburg aus, wo Salomon Hirzel bis Ende Juli 1813 verblieb, liegen uns drei Briefe vor, der erste an seinen Bruder in Frauenfeld, die zwei letztern an seinen frühern Vormund und Freund Schirmschreiber Baur in Zürich gerichtet.

Der erste dieser Briefe ist vom 28. April 1813 datirt; obgleich er nur eine Kompagnie von hundert und etlichen Mann kommandirt, die sämmtlich an Krücken gehen und im Sommer alle in's Bad verreisen sollen, ist Salomon Hirzel doch guten Muthes; nur seine Zukunft macht ihm Sorge. Der Landwirthschaft will er nach dem Wunsche der Seinigen entsagen und dagegen versuchen, als Artillerie-Offizier in seinem Vaterlande eine Stellung zu gewinnen, ein Vorhaben, das eben auch wieder auf große Schwierigkeiten stoßen werde. So bleibt denn zunächst die Zukunft für ihn dunkel und seine Lage ist wie diejenige mancher seiner Gefährten eine unsichere und peinliche. Noch hatte er in Lauterburg eine lange Krankheit durchzumachen, in Folge deren sein Sold nicht ausreichte, so daß er sich im zweiten seiner von dort datirten Briefe, d. i. am 5. Juli, an Herrn Baur um Hülfe wendete, die ihm selbstverständlich nicht ausblieb. In Lauterburg suchte Salomon Hirzel um einen Urlaub nach zur Herstellung seiner Gesundheit, in der Hoffnung, inzwischen im Vaterlande eine Anstellung zu finden. Er erzählte nachher, daß er auf den Lippen des französischen Gesundheitsbeamten, vor dem er sich zu stellen hatte, die Worte schweben gesehen habe: „Der ist fertig!“ Er selbst sei damals auch dieser Meinung gewesen. Am 26. Juli zeigte er, wieder hergestellt und in besserer Stimmung, dem Freunde seine unmittelbar bevorstehende Ankunft in der Heimat an, nachdem er längere Zeit hindurch alle Hoffnung aufgegeben hatte, diese wieder zu sehen.

Im Vaterlande eröffnete sich nun wirklich dem braven Manne bald eine seiner würdige Laufbahn. Er trat mit dem Range eines Oberlieutenants in das zürcherische Artilleriekorps ein und übernahm als solcher

zunächst die Einrichtung und Verwaltung eines Reserve-Munitions-Magazins, das 1813 auf der Festung Warburg angelegt wurde. War auch diese erste Thätigkeit, sowie diejenige als Instruktor der zürcherischen Artillerie, bei den geringen auf die Sache verwendeten Mitteln eine bescheidene, so bot dagegen die große Kraftanstrengung, welche die Eidgenossenschaft im Jahre 1815 nach der Rückkehr Napoleons von Elba zur Sicherung ihrer Westgrenze machte, unserm Hirzel Gelegenheit, seine Kenntnisse und Erfahrungen in ausgiebigerem Maße zu verwerthen. Zum eidgenössischen Stabshauptmann ernannt, erhielt er im April 1815 den wichtigen Auftrag, die ganze Vertheidigungslinie von Genf bis Basel zu bereisen, um die Inspektion und Schätzung alles im Felde stehenden Materiellen vorzunehmen. Seine Eindrücke über den Zustand der eidgenössischen Armee schildert er in düstern Farben in einem Briefe vom 30. April 1815 aus Nyon seinem Freunde Schirmschreiber Baur in Zürich. Nach Erfüllung seines Auftrages, mit dem auch eine Reconoscirung der Jurapässe verbunden war, wurde Hirzel der dritten eidgenössischen Armeedivision unter Oberst von Affry als Kommandant der Artillerie zugetheilt. Mit dieser Armeedivision überschritt er Anfangs Juli die französische Grenze in der Richtung auf Besançon; der Aufenthalt der schweizerischen Truppen in der Franche-Comté war indessen nur von kurzer Dauer, da mittlerweile am 18. Juni 1815 die Schlacht von Waterloo dem französischen Kaiserthum ein Ende gemacht hatte und alle Gefahr verschwunden war. Der letzte Brief Hirzel's in der uns vorliegenden Sammlung ist vom 20. Juli aus Vallanoron am Doubs nördlich von La Chaux de fonds datirt und an seinen Bruder in Frauenfeld gerichtet. Haben ihn auch die im zu Ende gehenden Feldzuge gemachten Erfahrungen in seiner Abneigung gegen den Kriegerstand nur bestärkt, so will er sich doch mit ungetrübtem Eifer den Militärwissenschaften widmen und suchen, in dieser Richtung seinem Vaterlande nützlich zu sein. Dieß ist er in der Folge sowohl seinem Heimatkanton als der Schweiz, wie wir im Eingange schon angeführt haben, in vollem Maße geworden. 1816 im Kantondienst zum Major ernannt, gab er

einerseits den zürcherischen Artillerie-Offizieren theoretischen und praktischen Unterricht und arbeitete anderseits thätig an der Umarbeitung und Erweiterung der eidgenössischen Militärreglemente, immerhin stets dem Grundsätze folgend: Lieber Weniges recht als Vieles nur halb. — Als es nach vieljährigen Bemühungen verdienter Männer im Jahre 1819 endlich gelang, in Thun während den Sommermonaten eine eidgenössische Militärschule zu errichten, wurde Major Salomon Hirzel als Oberinstruktor der Artillerie in dieselbe berufen; sein Kollege für das Genie war der damalige Oberstlieutenant, nachherige General Dufour. Als Anerkennung seiner Leistungen avancirte er im Jahre darauf zum Oberstlieutenant. Die Wahl zum Zeugherrn (Zeughausdirektor) im Jahre 1826 brachte ihm schließlich auch eine gesicherte ökonomische Stellung ein, was ihm um so lieber war, als er 1823 Fräulein Barbara Elisabetha Baur, die Tochter seines väterlichen Freundes, Schirmschreiber Baur's, geheirathet hatte. Bis zu seinem Tode lebte er mit dieser seiner Gattin in glücklicher Ehe, die nur durch den frühen Tod des einzigen Kindes getrübt wurde. Seine Amtswohnung als Zeugherr war im sogenannten Feldhof an der Stelle der jetzigen Kreditanstalt, wo sich auch die Räume für Aufbewahrung von Kriegsfuhrwerken befanden. Die Konstruktions-Werkstätte, Hirzel's spezielle Schöpfung, war dagegen im sogenannten Löwenhof in Gassen untergebracht; sie gab ihm viel zu schaffen. Auf der einen Seite sollte der Kanton bei Anfertigung von eidgenössischem Materiellen nichts verlieren, auf der andern Seite wollte er aber der Eidgenossenschaft oder andern Kantonen, die in Zürich arbeiten ließen, auch nicht das Mindeste zu viel verrechnet wissen. Ein bedeutender Theil des schweizerischen Kriegsmaterials wurde damals und auch noch später im Zürcher Zeughaus in tadelloser Beschaffenheit hergestellt. Aus dieser Werkstätte gingen auch die zwei Kanonen hervor, welche Prinz Louis Napoleon, der spätere Kaiser Napoleon III., Anfangs 1834 dem Kanton Thurgau, seinem Adoptiv-Vaterlande, zum Geschenk machte. Der Prinz stand als eifriger Artillerist in brieflichem Verkehr mit Oberst Hirzel und seine verschiedenen Briefe aus den Jahren 1834 und 1835 sind Zeugen der Hochachtung,

welche er für letztern hegte. Es ist hier nicht der Ort, näher auf Hirzel's Verdienste um das vaterländische Wehrwesen, speziell um die zürcherische Artillerie einzugehen. Wir haben denselben schon im Eingange Erwähnung gethan; es möge genügen, daran zu erinnern, daß er 1830 zum eidgenössischen Oberst-Artillerie-Inspektor berufen wurde, also zu einem der höchsten militärischen Aemter, welche die damalige Eidgenossenschaft zu vergeben hatte, sowie ferner, daß ihn die öffentliche Meinung im Schweizerland für den Kriegsfall hin allgemein als Oberbefehlshaber der eidgenössischen Armee vorausbestimmte. Anstatt gegen einen auswärtigen Feind zu fechten, war es ihm beschieden, gegen die eigenen Landsleute zu seinem tiefen Schmerze Gewalt brauchen zu müssen. Es war an dem unglücklichen 6. September 1839, daß er als Kommandant der Regierungstruppen auf den gegen die Zeughäuser andringenden Volkshaufen Feuer geben lassen mußte. Begreiflich wurde in Folge dessen seine Stellung nach eingetretenem politischen Umschwung eine schwierige; bei den Offizieren der Artillerie hat ihm aber sein Verhalten an jenem Tage nicht den mindesten Abbruch gethan; er blieb vor wie nach der allgemein geachtete und beliebte Chef der Waffe, bis ihn fünf Jahre später am 20. April 1844 nach längerer Krankheit zu allgemeiner Trauer der Tod ereilte.

Wir tragen eine Schuld der Dankbarkeit ab, indem wir Hirzel's Andenken auch einer spätern Generation überliefern; nicht nur verehrten und liebten wir ihn unsererseits, sondern wir hatten uns hinwieder seiner Zuneigung und öfters freundlichen Aufmunterung im vaterländischen Dienste zu erfreuen, so daß die Erinnerung an ihn uns eine unauslöschliche bleibt.

Wir wiederholen, daß nicht übersehen werden darf, daß die nachfolgenden Briefe aus Hirzel's Jugendjahren stammen und im Feldlager geschrieben sind, ohne daß der Autor von ferne an ihre Veröffentlichung dachte. Wenn wir nicht das Recht haben, irgend etwas hineinzuschieben, so heißt uns dagegen unter den obwaltenden Umständen die Rücksicht auf den Verstorbenen hie und da eine Stelle wegzulassen, die nicht gerade

zur Sache gehört oder auch mitunter einen jugendlichen Ausdruck zu mildern, von dem wir wissen, daß ihn der gereifte Mann ungern gedruckt gesehen hätte. Im Uebrigen halten wir uns, von redaktionellen Aenderungen abgesehen, genau an die Vorlage.

Zürich im Juni 1890.

**Adolf Bürkli.**

~~~~~  
Brief Nr. 1.

**An Herrn Doktor Johannes Girzel in Würzburg.**

Zürich den 7. Herbstmonat 1806.

Schon lange wirst Du auf einen Brief von mir warten, den Du gewiß auch schon erhalten hättest, wenn mir Dein Vorschlag nicht so viel Ursache zum Nachdenken gegeben haben würde. Du weißt, daß mein Entschluß über nichts Geringeres als über mein ganzes zukünftiges Lebensglück entscheidet; Du wirst mir es daher nicht als Unentschlossenheit auslegen, wenn ich mich so lange stillschweigend verhielt.

In meinem Vaterlande kann ich nun einmal mein Brod nicht wohl finden, weil ich mich auf das Feldmessen beschränken müßte, bei dem ich die höhere Geometrie nicht einmal anwenden könnte; Feldmesser gibt es nun aber zur Genüge. Mit der Militär-Ingenieurkunst ist es hier nichts, theils weil ich sie bei Niemandem erlernen könnte, theils aber auch weil mit dieser Kunst im Frieden gar keine Arbeit und also auch kein Verdienst verbunden ist. Zu den übrigen Theilen der Mathematik fehlt mir die Lust gänzlich.

Auch das Militärleben hat große Beschwerden; die moralisch abschreckenden Seiten desselben sind mir jedoch weit wichtiger als die physischen; gegen diese habe ich mich durch freiwillige Abhärtungen schon ziemlich geschützt; den erstern gegenüber geht dieß aber nicht so geschwinde. Der Gedanke, für etliche Groschen vielleicht viele Menschen unglücklich



machen zu müssen, ist ein schauerlicher und doch kann man dem als Militär nur durch den eigenen Tod oder durch den Verlust seiner Glieder entgehen. Der Gedanke an den Tod, der mich schon oft beschäftigte, jagt mir keine Furcht ein, wohl aber macht es mich schauern, mein Leben einem Tyrannen verkaufen zu müssen, um meinen Zweck zu erreichen. Allein auch dieß will ich überwinden.

Etwas, das mich oft in meinem Entschluß wankend macht, ist die Ungewißheit, ob ich auch durch den Eintritt in's Militär meinem Ziele näher gebracht werde. Daß zunächst die Stelle eines Unterlieutenants meinen Wünschen gemäß wäre, kannst Du Dir leicht denken, aber eben sowohl, daß ich dieß nicht gerne bleiben möchte, weil ich mir schmeichle, die theoretischen Kenntnisse eines Oberlieutenants bald inne zu haben, sowohl in Ansehung der Taktik als auch der nöthigen Feldbefestigungskunst, für welche hin mir meine Geometrie gute Dienste leistet.

Was soll ich nun thun? Soll ich mich der nun einmal angefangenen Mathematik widmen, zu welcher ich nur mittelmäßige Lust habe, seitdem ich merke, daß man mich dem Militär entziehen will, oder soll ich mich letzterem widmen, wofür ich mit ganzer Seele eingenommen bin und wovon ich mir wenigstens den wissenschaftlichen Theil bis zu einem ziemlich hohen Grade eigen gemacht habe? Die Wahl fällt mir nicht schwer; ich bin entschlossen, das Militär zu meiner Laufbahn zu wählen und mich nebenher mit größtem Fleiße der Mathematik zu widmen.

Herr Seckelmeister Hirzel mißbilligt meinen Entschluß auch gar nicht, dessenungeachtet werde ich noch Vieles zu überwinden haben; ich denke indessen, daß auch ein minder guter Beruf mit Fleiß betrieben besser sei, als ein guter Beruf mit Widerwillen betrieben.

Auch ich finde den Russischen Dienst als den besten, obgleich ich noch keinen fremden Dienst kenne. Thue nun, was Du für gut findest.

Dein Dich herzlich liebender Bruder

Salomon Hirzel.



Brief Nr. 2.

An Herrn Schirmschreiber Paur in Zürich.

Toro

(am Duero westlich von Valladolid in Spanien)

den 11. Juli 1809.

Lieber Freund!

Raum darf ich Sie noch mit diesem Namen nennen; denn was anderes als der Mangel an Freundschaft könnte Sie abhalten, mir endlich meinen Brief zu beantworten, und doch bin ich mir keiner That bewußt, die mit dem Verluste Ihrer Freundschaft bestraft zu werden verdient? Besonders befremdend für mich ist, daß auch weder Ihre Gattin noch meine Brüder meine Briefe beantworten. Ich weiß zwar ganz wohl, daß viele aus Spanien her kommende Briefe verloren gehen, indem die Korrespondenz mit unserm Armeekorps sieben Monate lang gänzlich abgeschnitten war; daß aber gerade für mich alle Briefe verloren gegangen sein sollen, kann ich nicht recht begreifen. Wäre dieß der Fall, so müßte ich es als eine Strafe von Gott ansehen für mein anfängliches nachlässiges und undankbares Stillschweigen.

Sie können sich nicht vorstellen, wie traurig es heute für mich ist, alle meine Kameraden mit Briefen von ihren Familien und Freunden beglückt zu sehen, während ich kaum weiß, ob es noch Menschen gibt, welche sich für mich interessieren. Welche große Freude würden Sie mir doch machen, wenn Sie mich bald aus dieser traurigen Lage ziehen und mit Ihren Nachrichten beglücken wollten, oder wenn Sie wenigstens einen meiner Brüder anhalten wollten, mir zu schreiben!

Vielleicht erwarten Sie eine umständliche Beschreibung der Begebenheiten des letzten Feldzuges, über die ich aber, um hier nicht allzu weitläufig zu werden, an einem dieser Tage meinem Bruder Heinrich so gut ich kann schreiben werde. Um Ihnen jedoch einen kurzen Begriff von den Beschwerlichkeiten dieses Feldzuges zu geben, will ich Ihnen davon Folgendes sagen:

Nach der Einnahme von Burgos<sup>1)</sup> zog sich das zweite Armeekorps unter den Befehlen des Marschalls Soult, bei welchem auch unser Regiment stand, nach dem nördlichen Spanien, um sich mit dem Marquis de la Romana zu schlagen, der sich mit einer Armee von ca. 30,000 Engländern vereinigt hatte. Von diesem Augenblicke an begannen auch unsere Leiden; denn es war wirklich keine Freude, in dieser rauhen Jahreszeit, in welcher die Witterung noch viel strenger war als andere Jahre, sich alle Nächte nach strengem Marsche auf die nasse Erde zu legen. Dabei war auch oft der Magen schrecklich leer und selten hatte man die Aussicht, ihn den morgenden Tag wieder füllen zu können. Auf diese Art rückten wir nach und nach gegen la Corunna an der Nordwestspitze Spaniens vor, wo wir endlich nach einer tüchtigen Schlacht die Engländer zur Einschiffung zwangen. Von hier wendeten wir uns südlich nach Portugal, wohin zu kommen wir schon mehr Mühe hatten; theils weil die Portugiesen als Feinde braver waren als die Spanier, theils weil der Minho-Fluß mit vielen Festungen besetzt war. Unser Marschall wußte aber diese Hindernisse mit seinem Scharfsinn eben so gut zu überwinden, als es mit einem um 50,000 Mann stärkern Heere hätte geschehen können. In Portugal war nun wieder gut zu leben; wir machten kleine Märsche, weil wir dem Feinde jede Hand breit Landes abstreiten mußten. Auf der Lagerstelle angekommen, gingen unsere Soldaten auf Raub aus; selten kamen sie zurück, ohne schwer mit gesalzenem Fleisch, Brod, Wein udgl. beladen zu sein. Davon las sich der Offizier etwas aus, um hernach selbst Küche zu machen, während sein Bedienter Holz und Wasser zutrug. Endlich kamen wir vor der Festung Oporto an, welche durch 120,000 Portugiesen mit mehr als 200 Kanonen vertheidigt wurde. Dennoch zwangen wir nach drei Tagen den Feind, am 1. April die Stadt zu räumen, obgleich wir nicht mehr als 15,000 Mann stark waren. Drei volle Tage hindurch wurde die reiche Stadt

---

1) Burgos, südlich vom obern Laufe des Ebro, eingenommen am 10. November 1808.

geplündert; der Marschall gab dieß um so eher zu, als die meisten Einwohner geflohen waren. Nach fünf bis sechs Tagen bot Oporto ein trauriges Schauspiel dar; die Einwohner fingen nämlich an, nach und nach zurück zu kehren; alle mußten jedoch die Brücke über den Duero passieren, welche Oporto mit seiner am linken Ufer gelegen Vorstadt verbindet und hier unmittelbar beim Eintritt in die Stadt fanden die Unglücklichen die Leichen ihrer Verwandten und Freunde in langen Reihen neben einander hingestreckt. Beim Eindringen unserer Kavallerie und unserer Voltigeurs in die Stadt am 1. April hatten viele Einwohner ihr Heil in der Flucht gesucht, wobei Manche, von den Dragonern allzusehr gedrängt, sich selbst von der Brücke in den Fluß hinunter geworfen hatten, während Andere durch die Reiterei und das Geschützfeuer geradezu in das Wasser gejagt wurden. In diesem sanken auch viele zu stark mit Flüchtlingen beladene Barken unter. Die Leichen der Ertrunkenen wurden nach einigen Tagen theils von der Fluth des nahen Meeres an das Land gespült, theils von Soldaten und von Bauern aufgefischt, um des Geldes habhaft zu werden, das die Ertrunkenen auf sich tragen mochten. Keine Feder vermag den Jammer und die herzerreißende Trauer der zurückkehrenden Flüchtlinge zu schildern beim Anblick der Masse von Todten, auf welche sie stießen. Ich selbst, durch die Menge von Unglücklichen, denen ich seit längerer Zeit täglich begegnete, ziemlich empfindungslos geworden, konnte mit der größten Mühe kaum zusehen, wie ein junger Ehemann seine geliebte Gattin unter den Leichen erkannte, sich verzweiflungsvoll über sie hinwarf und sich selbst den Dolch in's Herz stieß, um wieder mit ihr vereint zu werden. Kurze Zeit hernach trugen zwei Knechte den ergrauten Vater des Unglücklichen herbei; wenige Augenblicke vorher hatte der Vater beim Eintritt in die Stadt den Sohn noch umarmt; jetzt fand er ihn sterbend und sich immer fester an die todte Gattin anklammernd. Der Vater kniete neben seine Kinder nieder, versuchte noch zu sprechen, allein vergeblich; dann umarmte er sie, legte sich neben sie hin und verschied. Den fürchterlichen Blick, welchen der Greis vor seinem Ende auf die umherstehenden Franzosen warf, verstand ich nur

zu gut; mit gepreßtem Herzen ging ich schnellen Schrittes auf mein Zimmer; ein Strom von Thränen, dessen Ursache ich mir selbst nicht angeben konnte und wie er seit meinem Abschiede von Ihnen meine Augen nicht mehr benezt hat, ließ mich einige Erleichterung finden.

Zu unserer Freude blieben wir vierzig Tage hindurch in Oporto und konnten uns während dieser Zeit wieder erholen. Da die Rede ging, unser Regiment werde hier in Garnison bleiben und weil die Generalität sehr auf schöne Kleidung hielt, schaffte sich jeder Offizier deren so viel an, als es seine Finanzen nur immer erlaubten. Einige Offiziere hatten sich auf eine Art, die ihnen und der ganzen Armee zur Schande gereicht, das nöthige Geld hierzu verschafft; andere besaßen dieses ohnehin schon und noch Andere suchten mit Entleihen ihren Zweck zu erreichen. Daß ich mich unter diesen Letztern befand, werden Sie sich vorstellen können, ohne daß ich es Ihnen zu sagen brauche. Wie Sie wissen, verlor ich meinen Koffer in Madrid; auf einen Befehl unsers Obersten, der aber nicht von Allen befolgt wurde, mußte ich vor dem Marsche nach Burgos meinen Mantelsack zurücklassen, der nachher ins Magazin nach Valladolid gebracht wurde, wo man ihn ausplünderte. So kam ich denn mit einem einzigen Hemde in Oporto an und auch ohne Geld, weil ich schon seit sechs Monaten keinen Sold mehr erhalten hatte. Da ich nun weder meine eigene Ehre, noch diejenige meiner Familie, meines Vaterlandes und meines Regimentes mit Stehlen beslecken wollte, mußte ich meine Zuflucht zum Borgen nehmen und ging also zum Better (Guhl<sup>1)</sup>) der hier einen guten Handgriff that und forderte von ihm 25 Louis d'or. Ich hatte damit jedoch kaum genug, um mich ordentlich zu kleiden, indem nach der Plünderung Alles sehr theuer war; dann mußte ich doch auch noch etwas haben, um leben zu können. Jedoch nahm ich niemals mehr als ich mußte wieder bezahlen zu können; der Marschall eröffnete uns nämlich im Tagesbefehl, es solle jeder Offizier eine Gratifikation von fcs. 300 erhalten und vom 1. März an gerechnet doppelten Sold beziehen.

---

1) Ein Bruder der Frau von Doktor Johannes Hirzel in Steckborn.

Wir dachten demzufolge Alle, mit Recht etwas lustig leben zu dürfen und thaten es denn auch.

Als wir endlich Befehl zum Abmarsche erhielten, dankten wir Gott für die glücklich verlebten Tage und baten ihn, uns mit rauen zu verschonen; indessen beschloß Er Gegentheiliges über uns.

Wir marschirten am 8. Mai 1809 von Oporto ab und legten in 2 Tagen acht Meilen in südlicher Richtung auf dem Wege nach Coimbra zurück, bis wir wieder anfangen mußten Hütten zu bauen, in denen wir längere Zeit verweilen zu können glaubten. Wir wurden indessen bald eines Anderen belehrt; denn unsere vorgeschobene Kavallerie und die Chasseurs kamen, von den Engländern gedrängt, in größter Unordnung zurück. Wir waren genöthigt, ihre Retirade zu decken; unser Bataillon war das letzte, das den 11. Mai um Mitternacht in Oporto die Brücke über den Duero passierte. Wir zogen uns ohne Aufenthalt aus der Stadt heraus, während der Marschall mit der ersten Division aus mir unbekannter Ursache noch in derselben verblieb. — Die Brücke wurde, so wie wir sie passiert hatten, in die Luft gesprengt; es half uns dieß aber wenig, weil die Engländer noch an einem andern Orte oberhalb Oporto den Duero überschiffen hatten, so daß sich Marschall Soult mit der ersten Division abgeschnitten fand. Diese Division hatte nun die größte Mühe, sich durch die Englisch-Portugiesische Armee durchzuschlagen; der Marschall selbst entwich dem Feinde nur mit großer Noth. Sieben seiner Generale wurden an seiner Seite niedergehauen und es blieben auch die meisten seiner Adjutanten im Gefechte. Den folgenden Tag brach der Rest unserer Armee in Einer Kolonne auf, um sich irgendwo ein Loch durchzuhauen; denn an Uebergabe dachte Niemand, weil man sich der Armee des unglücklichen Generals Dupont erinnerte, die im Juli vorigen Jahres bei Baylen mit den Spaniern hatte kapitulieren müssen. Als indessen die Avantgarde unserer Kolonne gegen 10 Uhr auf die ganze feindliche Armee stieß und von dieser sofort zurück geworfen wurde, schien es uns, als ob jede Hoffnung durchzukommen aufgegeben werden müsse. Hier zeigte sich nun auch unser Marschall von seiner



menshlichen Seite, indem er mit Thränen in den Augen seine Ordensbänder und Kreuze abriß, in ein nahe gelegenes Feuer warf und ausrief: „Wie werde ich eine Uebergabe vor dem Kaiser verantworten können!“ Da redete ihn ein Portugiesischer Pfaffe an und anerbote sich, mit seinem Kopfe dafür haften zu wollen, daß er ihn aus Portugal führen werde. Nachdem sich der Marschall einige Augenblicke mit dem Pfaffen unterredet hatte, gab er Befehl, alles Silbergeld unter die Truppen zu vertheilen und jeden Soldat mit 150 Patronen zu versehen, die übrige Munition aber und die Artillerie-Caïssons zu vernichten. Daraufhin setzten wir uns wieder in Marsch und schlugen einen Weg ein, der für Genssen gefährlich gewesen wäre. Ein schmerzlicher Augenblick war für uns, dabei die Menge der Blessirten im Stiche lassen zu müssen, welche uns um Hülfe flehten oder baten, sie wenigstens zu töden, anstatt sie der Wuth der Bauern zu überlassen. Ich hätte niemals geglaubt, daß Menschen ausstehen könnten, was wir nunmehr ausstehen mußten. Auf den schrecklichsten Wegen unter beständigem Regen, vom Feinde von allen Seiten gedrängt, von Hunger fast ausgerieben, mußten wir Tag und Nacht marschieren. Könnte man uns hin und wieder eine Stunde Ruhe, so mußten wir uns auf den nassen Boden legen; wie äußerst ermüdet und abgemattet wir auch sein mochten, ließ uns dennoch der Hunger kaum einen Augenblick schlafen. Denken Sie sich zu dem Allem noch unsern Verdruß zu hören, daß alle unsere Equipage verloren sei. Die meisten Offiziere trugen auf dem Leibe gerade das Schlechtere, was sie besaßen; während das Bessere, im Mantelsack oder Koffer verpackt, ihnen nun gänzlich entging. Auch ich ging schon am vierten Tage barfuß. Was bei mir die Sache noch verschlimmerte, war das Fieber, mit dem ich mich fortschleppen mußte; mein Pferd, das mir sonst immer so treue Dienste leistete, hatte ich schon am zweiten Marschtage beim Passieren eines Defilés verloren; statt Medizin und Nahrung mußte ich zufrieden sein, ein wenig Mais zu bekommen; wo etwas Brod zu haben war, zahlte ich rasch 30 bis 40 Franken dafür, ehe es ein Anderer erhaschte. Dieses Glend mochte etwa drei Wochen gedauert haben, bis es

endlich doch wieder etwas besser ging; dennoch fanden wir bis zu unserer Ankunft hier in Toro wenig Ruhe.

Was man jetzt mit uns machen wird, ist uns unbekannt; wir glaubten anfänglich, daß man uns Alle nach Frankreich zurück schicken werde, indem sämtliche Regimenter gänzlich ruinirt sind. Sie können sich dieß leicht denken, wenn ich Ihnen sage, daß wir über 30,000 Mann stark von Burgos abmarschirt sind und jetzt in Toro kaum mehr als 8000 Mann zählen.

Um Ihnen unverholen zu sagen, wie es mit meinen Finanzen steht, muß ich ihnen bekennen, daß ich 70 Louis d'or schuldig bin; doch kann ich Ihnen von jedem Louis d'or Rechenschaft ablegen. Es wird dieß zwar wenig helfen, aber Ihnen doch zeigen, daß ich noch kein ganz schlechter Haushalter bin. Sie wissen nun, daß ich Drei Male meine Equipage und Ein Mal mein Pferd verlor; wahrscheinlich werden Sie mich fragen, wozu ich denn ein Pferd bedurfte? Die Antwort hierauf lautet einfach dahin, daß unser Oberst uns den Rath gab, Pferde zu kaufen und daß er uns dafür auch die Erlaubniß auswirkte. Uebrigens wäre es einen Offizier schwer angekommen, diesen Feldzug ohne Pferd zu machen; weil man mehr als ein Mal hätte vor Hunger sterben können, wenn man nicht zu Zeiten des Ueberflusses etwas Lebensmittel auf das Pferd hätte laden können. Was aber den größten Werth eines Pferdes ausmachte, war der Umstand, daß man sich wenigstens in kranken Tagen auf demselben fortschleppen lassen konnte. Von Spital durfte nicht die Rede sein, wenn man nicht riskieren wollte, auf die schrecklichste Art umgebracht zu werden; dieß wäre auch mir begegnet, wenn ich in Orenso in Galizien hätte zurück bleiben müssen; denn drei Tage nachdem die Armee weiter vorgerückt war, wurden alle dort zurück gelassenen Kranken aufgehängt, nachdem man diese bejammernswerthen Opfer des mörderischen Krieges vorher auf das Gräulichste mißhandelt hatte.

Nebst meinem Pferde verlor ich zwei Mantelsäcke; die Spesen in Oporto, welche gemäß der versprochenen Gratifikation und der doppelten Besoldung bemessen wurden, waren auch nicht gering. Rechnen Sie



dazu, was mich der Rückzug kostete, um nicht vor Hunger zu sterben, und endlich was ich mir doch wieder anschaffen muß, um wenigstens die Kleidung ändern zu können, so werden Sie sich über meine Schuld von 70 Louis d'or nicht wundern. Im jetzigen Augenblicke habe ich hier in Toro nichts mehr als das Hemd, das ich schon zwei Monate auf dem Leibe trage, bin ohne Schuhe und soll wieder eine ganze kleine Uniform anschaffen; wogegen ich allerdings beim Regiment noch 50 Louis d'or gut habe.

Wenn Sie über meinen schlecht geschriebenen Brief erschrecken, so bitte ich Sie, mir zu verzeihen und zu bedenken, daß die Tinte nichts als Kienruß und Wasser und die Feder eine bloße Hühnenfeder ist, sowie daß der Schreiber vielleicht sei drei Monaten keine Feder mehr in der Hand gehalten hat und daß endlich das überstandene Ungemach und eine Krankheit nicht geeignet sind, um zum Schreiben geschickt zu machen.

Ich wünsche nur, daß Sie dieser Brief in bestem Wohlsein antreffen möge und daß Sie mir bald antworten. Leben Sie recht wohl und haben Sie die Güte, mir die theure Frau Schirmschreiberin, Ihre ganze liebe Familie, meine Geschwister und überhaupt Alle zu grüßen, die sich noch für mich interessieren. Von Ihrem Sie herzlich liebenden dankbaren Freund:

S. Hirzel Lieutenant.

P. S. Während ich unterschreibe sehe ich erst, daß ich vergessen habe, Ihnen zu melden, daß mich der Minister im November 1808 zum Lieutenant ernannte. Obgleich wir noch nicht beim Armeekorps des Generals Kellermann sind und auch nicht so rasch nach Valladolid kommen mögen, so werde ich doch Ihre Briefe mit folgender Adresse gewiß bekommen: A. S. Hirzel, Lieutenant au 2<sup>d</sup> Régiment Suisse dans le corps d'armée du général en chef Kellermann à Valladolid en Espagne.

Brief Nr. 3.

**An Herrn Schirmschreiber Paur, in Zürich.**

Aix près de Marseille den 15. Juni 1811.

Lieber Freund!

Sie können sich nicht vorstellen, wie ungemein viel Vergnügen mir der Empfang Ihrer Briefe verursacht hat; aber kaum hatte ich dieselben ein Mal gelesen, als man mir den Befehl brachte, 200 Gefangene von Avignon nach Marseille zu eskortieren. Ich hatte auf diesem Marsche von 4 Tagen ungemein viel zu leiden, erstens weil er wieder der erste war, den ich seit langer Zeit machte; zweitens wegen der überaus großen Hitze. Dazu kam die Verantwortlichkeit, welche ich mir aufgeladen hätte, wenn mir einer der Gefangenen, die man mit Recht einen Auswurf der Menschheit nennen konnte, entwischt wäre. Um der Wachsamkeit der Soldaten sicher zu sein, bemühte ich mich, allen Schlaf zu meiden.

Gestern bin ich nun wieder, von Marseille zurück kommend, hier als auf der ersten Etappe angelangt, um sogleich zu vernehmen, daß mein Regiment von Avignon her heute ebenfalls hier eintreffen werde, um morgen nach Marseille und Toulon aufzubrechen, wo es nach einer Ordre des Ministers in Garnison bleiben soll. Ich bin begierig, alle die unzufriedenen Gesichter zu sehen, die es unter unsern Offizieren deswegen geben wird, weil sie nicht wie gehofft nach Paris gehen können. Ich für meinen Theil bin mit dem neuen Bestimmungsort sehr zufrieden, obgleich ich das schöne Paris auch gerne gesehen hätte; ich finde nämlich in Toulon hundert Vortheile, welche in jener großen Residenzstadt nicht zu finden wären, darum weil Toulon eines der größten Artillerie-Depots von Frankreich ist. In sechs Tagen werden wir dort ankommen.

Was mir in Ihrem Briefe äußerst unangenehm sein mußte, war zu vernehmen, daß Sie die kleine Summe nicht angenommen haben, die

ich Ihnen durch Jean Wegmann <sup>1)</sup> wollte übergeben lassen. Sie benehmen mir dadurch die Hoffnung, je wieder meinen Wohnsitz bei Ihnen aufschlagen zu dürfen auf den Fall hin, daß ich einstens nach Zürich zurück kommen sollte. Was ich Ihnen zustellen wollte, war kaum hinreichend den offenbaren Schaden zu verhüten, den Sie jetzt gewiß an mir erleiden. Ich hoffe, daß Sie sich hierüber noch eines Bessern besinnen werden.

Ich nehme allen Antheil an den traurigen Nachrichten, die Sie von Ihrem Bruder Jaques erhalten haben. Wenn Sie nichts Besseres für ihn wissen, so werde ich mich gerne mit ihm beladen, ohne jedoch seine schnelle Besserung versprechen zu können. Doch wird er unter strenger Aufsicht einen Weg einschlagen müssen, der zu seiner zeitlichen oder zu einer ewigen Versorgung führt. — Wenn Sie mir ihn schicken, so geben Sie ihm wenig Geld mit und versprechen Sie ihm auch nicht, ihm Geld zum Regiment nachzusenden; er hat durchaus keines nöthig und es wäre ihm dasselbe nur schädlich.

Sagen Sie Jean Wegmann er solle mir ein Mal schreiben und zu meinem Kößlein Sorge tragen, welches ja doch so bald als möglich verkauft werden muß.

Tausend Grüße an Frau Schirmschreiber, an meine Schwester Jeannette und an die lieben Kinder, deren Aller ich mich tagtäglich mehr als ein Mal erinnere und die mich hoffentlich auch nicht vergessen werden. Leben Sie wohl! Ihr Ihnen ewig dankbarer Freund:

Salomon Hirzel.

P. S. Da ich wußte, daß Herr Däniker <sup>2)</sup> dem Franz Thommann <sup>3)</sup> Geld zukommen lassen will, welches er in der That sehr nöthig hat, so

---

1) Jean Wegmann, geb. 1785, Sohn des 1815 verstorbenen Zunftmeisters Johannes Wegmann; er ging später nach St. Petersburg.

2) Däniker, Hans Kaspar, Substitut beim Schirmvogteiamt, geb. 1770.

3) Thommann, Franz, Lieutenant im 2. Schweizer-Regiment in französischem Dienste, geb. 1785.

habe ich letzterem gegen eine Obligation fcs. 100. — gegeben. Die Obligation ist in einer Briefftasche in meinem Mantelsack aufbewahrt, der aber nicht hier ist. Franz Thommann wird Herrn Däniker von der Sache benachrichtigen, welcher dann wohl so gütig sein wird, Ihnen den Betrag für mich zu rembourssieren.

Brief Nr. 4.

An Frau Schirmschreiber Paur in Zürich.

Marseille, den 25. August 1811.

Liebe Freundin!

Endlich habe ich doch die Schachtel erhalten, auf welche ich schon lange Verzicht gethan; um Sie zu überzeugen daß nicht meine Nachlässigkeit die Schuld der langen Versäumniß trägt, will ich Ihnen den Hergang der Sache erzählen: Herr Heß<sup>1)</sup> in Lyon hat mir zufolge meines Auftrages den Empfang des Packetes schon am 26. Juni gemeldet und es auch sogleich weiter geschickt, aber mit Adresse Avignon, während ich schon in Toulon war. Da das Packet nun immer nicht ankam, schrieb ich Herrn Heß einige Male; weil er jedoch eben auf einer Reise begriffen war, erhielt er keinen meiner Briefe und so blieb das Packet in Avignon liegen. Nun führte ihn am 16. dieß sein Weg nach Toulon selbst; so bald er hörte, daß ich hiehier detachiert worden sei, besuchte er mich noch am nämlichen Tage in meiner Residenz, von der ich Ihnen weiter unten eine Beschreibung machen werde. Herr Heß versprach mir, auf seiner Rückreise nach Lyon auf allen Postämtern nachzusehen; davon daß er dies gethan hat, besitze ich den Beweis nun in Händen. Ihnen und Herrn Bögeli<sup>2)</sup> bin ich den verbindlichsten Dank schuldig für das mit allerhand Speise-Rezepten sehr wohl versehene Buch,

---

<sup>1)</sup> Hans Jakob Heß, geb. 1783, Sohn des Postdirektors Jakob Heß-Asteri.

<sup>2)</sup> Hans Konrad Bögeli-Wegmann, geb. 1765, beliebter Pastetenbäcker.

das ich sogleich nach Empfang einer Kommission von sieben Mitgliedern vorgelegt habe, deren vollkommenen Beifall es erhielt.

Mit dem Verkaufe meines Mäuschens bin ich sehr zufrieden und Ihnen auch dafür sehr verbunden; die Fleurets gehören dem Fechtmeister. Was die Schuld von Better Guhl anbetrißt, so ist er keinen Löffel mehr schuldig, wohl aber fünf Gulden die ich für ihn Herrn Hauptmann Füzli<sup>1)</sup> bezahlte, ferner sieben franz. Frkn. welche ich ihm zu verschiedenen Malen in baarem Gelde gegeben habe.

Sie fragen mich, ob ich wohl oft an Sie und an die Ihrigen denke? Wie undankbar wäre ich, Menschen zu vergessen, die mich aufgenommen haben, wie Sie es thaten; die mich nicht nur aus Höflichkeit vierzehn Tage beherbergten, sondern die mich während anderthalb Jahren immer mit gleicher Liebe, Freundschaft und Theilnahme behandelten, und das Alles mit einer gewiß allzuweit getriebenen Uneigennützigkeit! Wie könnte ich auch je einen Ort vergessen, wo ich wenn auch nicht viele doch wahre Freunde zähle und so viele Freuden genoß, deren ich hier entbehre. Und wie gerne erinnere ich mich auch noch an das kleine liebe Vaterland, wo man wahre Freiheit zu schätzen weiß und den Wohlstand kennt, während ich hier unter Menschen leben muß, die Beides nicht einmal dem Namen nach zu kennen scheinen.

Das Serviettenband, wofür ich Ihnen sehr danke, freut mich außerordentlich, wie Alles, was ich von Ihnen sehe und höre. Aber wie befindet sich denn Ihre liebe Familie, von der Sie mir dieses Mal kein Wörtchen schreiben? Ich hoffte von Setti und von Louise<sup>2)</sup> Briefe in Ihrer Schachtel zu finden, es fand sich aber nichts von allem dem; ebensowenig von Jeannette<sup>3)</sup>, welche sich hoffentlich auch wohl befindet. Ihnen selbst, theure Freundin, wird man nun wohl bald Glück wünschen

---

<sup>1)</sup> Hartmann Füzli, geb. 1783, sehr tüchtiger Militär, † als Bataillonskommandant anno 1812 in Rußland.

<sup>2)</sup> Die beiden Töchter des Herrn Baur: Elisabetha, geb. 1799, nachmalige Gattin Salomon Hirzel's, und Louise geb. anno 1800.

<sup>3)</sup> Johanna, Hirzel's Schwester, geb. 1788, unverehlicht gestorben 1823.

dürfen.<sup>1)</sup> In schöneren Worten werden es Andere gewiß thun, herzlicher aber als ich . . Niemand!

Was mich anbetrifft, so befinde ich mich jetzt sehr wohl und gewöhne mich wieder ziemlich leicht an die Strenge unserer militärischen Lebensart, obgleich mir im Anfange manches komisch vorgekommen ist und noch so vorkommt. Hauptsächlich mißfällt mir das viele Herumfahren, bei dem man doch nirgends hinkommt. Es ist bei der großen Hitze, die hier herrscht, sehr ermüdend; dann thut es mir jedes Mal wehe, ein schönes Zimmer, in dem Alles in Ordnung gebracht ist, so bald wieder verlassen zu müssen. Es ist nicht lange her, daß ich wieder beim Regiment bin und doch mußte ich schon neun Male den Wohnort ändern; dabei ärgert mich das unnütze Aufsehen, das wir erregen, der Lärm um nichts und wieder nichts, die ächt französische Großthuerei, eines großen Feldherrn wie eines einfachen Kriegsmannes durchaus unwürdig.

Doch will ich Ihnen nun, wie weiter oben versprochen, eine Beschreibung meiner Residenz, den sogenannten Sabletten, geben, weil ich da Gäste und Visiten die Menge hatte, die sehr gut beherbergt und bewirthet sein wollten, was zu thun mir keineswegs an gutem Willen wohl aber an den Mitteln fehlte. Ich wurde nämlich am 6. August auf eine Sandbank (Sablette) detachiert, welche ungefähr eine Stunde von Toulon liegt; hier war ich nun nächst Gott unumschränkter Herr und Meister. Die größte Länge meiner Provinz betrug vielleicht 300 Schritte, die größte Breite 150 Schritte. So bescheiden nun die Ausdehnung dieses Gebietes und so wenig produktiv es ist, da es aus lauter Sand besteht, suchen es uns die habüchtigen Engländer dennoch streitig zu machen, weil es zur Ausschiffung von Truppen und zur Beschießung der auf der Rhede liegenden Schiffe sehr geeignet wäre. Darum legen wir immer mindestens 100 Mann als Besatzung hieher. Die Wohnungen bilden einige sehr schlechte Zelten; die Nahrung und sogar das Wasser

---

<sup>1)</sup> Bezieht sich auf die bald darauf erfolgte Geburt eines Sohnes, Salomon.



muß man in einem Städtchen eine kleine Stunde von hier holen; die Betten bestehen aus weichem, sehr kurzem Stroh wie es in dieser Gegend wächst. Meine eigene Wohnung ist eine sehr kleine, äußerst baufällige Barake, mein Bett das nämliche wie dasjenige der Soldaten; ein Tisch und zwei Stühle machen die des Gebäudes würdigen Möbel aus. Hier nun besuchten mich die Herren Heß, Meyer beim Steg <sup>1)</sup> und Frei von Narau. Die erste Nacht theilten sie das Bett mit mir; für die andern drei Nächte ihres Hierseins fanden sie es besser, in das nahe liegende Städtchen zurück zu kehren, nachdem sie bis Mitternacht tapfer bei mir gezecht hatten, um dort die guten Betten mit meinen Kameraden zu theilen, da unser Bataillon in dem Städtchen weilte. Je am Morgen fanden sie sich richtig wieder bei mir ein. Zum Frühstück gab ich ihnen regelmäßig Mehlsuppe und geröstete Kartoffeln, Wein, Brod und Trauben; zum Mittagessen erhielten sie Suppe, Rindfleisch, Gemüse nach Zürcherart gekocht, Fische, Braten mit Salat und Dessert. Ich meine, es war so nicht schlecht und doch hatte ich, um dieß Alles zu kochen, nur zwei große und einen kleinen irdenen Hasen und ebenso eine irdene Casserole, die mir als Pfanne dienen mußte, ferner zwei große und zwei kleine Schüsseln, fünf Teller, fünf Gläser und ein Salzbüchschchen. Eine Serviette und ein Waschlappen machten meine übrigen Geräthschaften aus. Ich selbst war Koch; ein Offizier, mein Begleiter, mußte fischen gehen und die Küche mit dem Nöthigen versorgen.

Dabei wurde der Dienst auf der Sablette immer pünktlich und in bester Ordnung gemacht; noch nie war mir so wohl wie bei meinem dortigen dreiwöchentlichen Aufenthalte.

Jetzt sind wir also wieder in Marseille und zwar mit der Aussicht nach Paris zu kommen; ich vermuthe indessen, daß abermals nichts daraus wird; jedenfalls glaube ich; daß meine liebe Schwester Jeannette wohl noch vor unserer Abreise hier ankommen könnte, um drei meiner

---

<sup>1)</sup> Der nachmalige Oberstlieutenant der Kavallerie, Hans Jakob Meyer, geb. 1792, wohnhaft im Haus zum Steg.



Hemden zu flicken, die etwas blöde zu werden anfangen. Sie müssen aber deshalb nicht glauben, daß ich lieberlich geworden sei; ich werde das schlechteste Hemd zerschneiden, um die andern damit auszubessern; es ist sogar dieses zum Zerschneiden bestimmte bereits durch zwei neue ersetzt.

Hier geht es uns nicht nach Wunsch, indem der Dienst äußerst ermüdend und dazu Alles sehr theuer ist.

Um Ihre Augen nicht allzu sehr in Anspruch zu nehmen, will ich doch endlich mein Schreiben abbrechen. Grüßen Sie mir meine Bekannten zu Hause, vor Allem Ihre Familienglieder und auch Jeannette recht herzlich.

Ihr ergebenster Freund

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 5.

**An Herrn Schirmschreiber Paur in Zürich.**

Marseille, den 3. September 1811.

Werthefter Freund!

Vielleicht haben Sie meinen letzten Brief aus Aix nicht erhalten oder aber nicht Zeit gehabt ihn zu beantworten? Gleich viel, welches von beiden der Fall ist; ich wünschte nur zu wissen, wie es mit der leidigen Geschichte Ihres unglücklichen Bruders Jaques steht.

Ich bin überzeugt, daß es Ihnen nicht geringe Freude machen wird, zu vernehmen, daß ich am 12. August endlich meine schon lange erwartete Ernennung als Oberlieutenant bei der Artillerie erhalten habe. Sie geht vom Kriegsministerium zu Paris aus und trägt das Datum vom 3. August 1811. Auffallend scheint mir, daß diese Ernennung die einzige unter mehr als 60 Vorschlägen ist, welche von unserm Obersten zu gleicher Zeit sowohl für die übrigen Stellen der Artillerie als auch für solche der Infanterie eingereicht worden sind. Ungeachtet dessen bin ich gegenwärtig noch nicht bei der Artillerie. Da die Ernennung bereits erfolgt ist, wird man mich kaum mehr ein Examen machen lassen wollen.

Wäre dieß dennoch der Fall, so würde ich die Ernennung zurückgeben, insofern man sich nicht mit einem blos theoretischen Examen begnügen oder mir nicht ein halbes Jahr Zeit einräumen würde, um eine Artillerie-Schule zu besuchen. Wäre mir der erschrecklich eintönige Infanteriedienst nicht so sehr verleidet, so würde ich ihn jedenfalls nicht jetzt verlassen, wo ich mit Fug und Recht Aussicht habe, in achtzehn Monaten Hauptmann zu werden. Im einen wie im andern Falle werden sich meine Finanzen wieder etwas herstellen lassen.

Man schleppt uns gegenwärtig so ziemlich in der Provence herum; unser Oberst scheint zu befürchten, daß uns nach jeder Reise die Müdigkeit in die Beine fahren und sie steif oder geschwollen werden lassen könnte; denn jedesmal macht er uns am Tage nach unserer Ankunft an einem Orte acht Stunden auf dem Exercierplatz manövrieren. Dies geschieht nicht ohne Nutzen; wären unsere Hauptleute mit einigen wenigen Ausnahmen nicht von so geringer Kapazität, so würde Alles nach der Schnur gehen.

Sie erinnern sich, daß ich aus meinem Urlaub nach Avignon berufen wurde, um mit meinem Regiment nach Paris zu marschiren. Als ich in Avignon anlangte, traf ein Gegenbefehl ein, auf welchen hin das Regiment sich nach Toulon zu begeben hatte. Mehr als zehn Mal ließ man uns seither die Kantonnemente ändern, bis wir endlich abermals Ordre bekamen, nach Paris zu gehen. Bis jetzt sitzen wir jedoch hier im Lager unweit Marseille und was man weiter mit uns vornimmt, wissen wir noch nicht. Es hat nicht den Anschein, als ob wir sobald dieses Land verlassen würden, in welchem das Militär schlimm genug daran ist.

Gestern kamen 60 Mann vom ersten Bataillon aus Spanien an, deren Dienstzeit abgelaufen ist und die sich nicht mehr engagieren lassen wollten; unter ihnen befanden sich vier Brave, welche sich einst auf einem Kirchthurm ausnehmend tapfer vertheidigt hatten. Unser Oberst Castella gab ein Diner im Lager, wozu einige Generale und viele andere Herrn sowie auch mehrere Damen eingeladen waren und wobei die vier Soldaten

die Ehrenplätze einnahmen. Es wurde von der ganzen Gesellschaft auf ihre Gesundheit getrunken. Nach dem Dessert wurde rappeliert und wir mußten, obgleich es Sonntag war, zum Manövrieren ausrücken. Das Manöver dauerte bis nach neun Uhr Abends; zum Diner fehlte nämlich das Feuerwerk; um dieses zu ersetzen ließ der Oberst jedem Soldaten 20 blinde Patronen geben, die man erst bei eingebrochener Dunkelheit verschob.

Der Rest des ersten und derjenige des dritten Bataillons sind auch auf dem Rückmarsche aus Spanien nach Frankreich; sie werden im Ganzen noch etwa 300 Mann stark sein.

Ich bitte Sie, mich unserer Dienstags-Gesellschaft bestens zu empfehlen; ich erinnere mich derselben sehr oft und immer mit Freuden. Auch meinen übrigen Bekannten bitte ich Sie mich empfehlen zu wollen.

Ihr ergebenster

Salomon Hirzel.

P. S. Beiliegend werden Sie einen Empfangschein von Franz Thommann für 10 Louis d'or finden, dessen Betrag Sie bei Herrn Däniker, welchen ich auch zu grüßen bitte, erheben wollen.

Brief Nr. 6.

**A Monsieur Hirzel, Chancelier d'État à Frauenfeld**

*Canton de Turgovie en Suisse.*

Paris le 2./7. Janvier 1812.

Mon cher frère!

J'ai promis de t'écrire; je ne le ferai pas souvent, mais mes lettres seront longues, de sorte que cela revient au même. Peut-être que tu les voudrais plus courtes mais écrites avec un peu plus de bon sens! Mais que faire? tu sais que je ne suis

pas comme toi chancelier d'état. Nos amis im Engel <sup>1)</sup> t'auront sans doute fait part de ma lettre datée de Nevers, d'où nous sommes partis le 27<sup>m</sup>° Novembre 1811, pour aller à Paris. En chemin j'ai visité le château impérial de Fontainebleau à 11 lieues de Paris. Le temps que je pouvais employer à cette visite était fort court, de sorte que je ne vis pas tout comme j'aurais voulu, mais toujours assez pour en garder le souvenir. J'ai vu les appartements les plus intéressants de l'empereur et de l'impératrice, par exemple leur chambre à coucher, le salon où ils déjeûnent ensemble, le boudoir de l'impératrice, la salle dans laquelle l'empereur donne audience aux ambassadeurs étrangers et enfin la salle de conseil. Si je te voulais détailler tout dont je me souviens, il me faudrait une journée entière et encore ne trouverais-je pas les mots, pour décrire la beauté et l'élégance qui régnerent partout. Le 7. décembre nous sommes arrivés avant le jour aux barrières de la capitale du monde. Il nous a fallu attendre jusqu'à midi, c'est-à-dire jus-qu'à ce que l'empereur sortit par les mêmes barrières pour aller à la chasse. Nous employâmes ce temps à distribuer aux officiers et aux soldats tous les effets nécessaires, afin de plaire à sa Majesté. Lorsque Napoléon passa, on le salua par le cri : Vivent l'empereur et l'impératrice, vu que celle-ci se trouvait avec lui. — Après cela nous entrâmes dans la ville.

Le lendemain l'empereur faisait la revue de notre régiment ainsi que de la garnison de Paris et de la garde impériale dans la cour des Tuileries. Il est resté fort content soit des manoeuvres de notre régiment, soit de sa tenue et de la belle qualité de ses hommes. Il se trouvait dans la suite de l'empereur entre autres

---

1) Das Haus zum Engel genannt, Wohnung des Herrn Schirmschreiber Paur im Niederdorf, große Stadt.

un certain général d'une grande taille dont je ne me rappelle pas le nom. L'empereur le prit par le bras et le plaça à côté du premier grenadier de la compagnie Füssli, pour voir lequel des deux était le plus grand. Voyant que le grenadier surpassait de beaucoup le général, il se moquait de celui-ci, disant qu'il lui faudrait marcher sur les pointes du pied à côté d'un grenadier Suisse.

Le soir du même jour nous soupâmes chez M<sup>r</sup> le Duc d'Istrie, maréchal de Bessière, commandant de la garde impériale, qui nous avait commandé quelque temps en Espagne et dont nous avons alors formé la garde. De là nous allâmes faire visite au prince Berthier qui nous reçut fort bien, ne cessant de nous faire des compliments sur la beauté de notre régiment et nous assurant, que l'empereur en était fort content. Le 10. décembre tout le corps d'officiers du régiment dîna chez le prince ; son épouse, femme très aimable quoique hors d'âge, se trouvait aussi à table. Il nous assura au dessert, que l'empereur comptait beaucoup sur les Suisses. Bien que ce ne fût qu'un compliment nous l'apprîmes avec beaucoup de plaisir. L'empereur avait ordonné au jour de la revue à sa garde de donner à nos troupes un repas de corps, chose très flatteuse pour nos soldats.

Le 22. décembre nous avons encore passé la revue ; le temps qui nous restait entre les deux revues fut employé à embellir le régiment, de sorte qu'à la seconde revue l'empereur le trouvait encore plus beau qu'à la première. Comme nous étions le seul régiment de ligne qui prit part à cette seconde revue, l'empereur avait tout le loisir de nous examiner et de nous faire manoeuvrer. Il accorda au capitaine Salis, au lieutenant Castella et au sergent Casoulta les mêmes grades chez l'artillerie qu'ils avaient occupés en Espagne chez l'infanterie, parceque ils s'étaient distingués tous les trois dans la défense

d'un village près de Toro, acte dont il fut fait mention dans une feuille „der allgemeinen Zeitung“. — Le même bonheur tomba en partage également à mon ancien capitaine, qui occupe ce grade actuellement dans une compagnie d'artillerie. Le même jour l'empereur assigna à ma compagnie un train d'artillerie, savoir : deux pièces de trois livres, trois caissons de munition pour ces deux pièces, deux caissons pour les cartouches de l'infanterie, un fourgon d'ambulance, garni de tout ce qu'il faut pour panser les blessés, et trois fourgons pour les vivres, enfin une forge, le tout avec 52 chevaux.

Un décret bien fâcheux pour nous du 27. décembre contenait l'ordre, de commander dorénavant en français, ce qui signifie, que nous perdons l'avantage et la distinction que les troupes Suisses ont toujours eu vis-à-vis des autres troupes étrangères. Le commandement dans la langue maternelle a eu pour suite, que nous avons ressemblé jusqu'à ce jour plutôt à des troupes alliées qu'à des troupes Françaises. A notre grand regret cela va finir maintenant!

Hier, le 1. Janvier, nous avons fait des visites en commençant déjà de bon matin, premièrement à nos chefs et ensuite à M<sup>r</sup> de Maillardoz, ambassadeur Suisse, puis à M<sup>r</sup> Ulin, commandant de Paris. A midi on choisit quelques officiers pour aller à la cour, j'étais du nombre. Nous entrâmes au château des Tuileries par le jardin; à peine pouvions nous passer par la foule des laquais qui étaient sur les escaliers et dans les corridors. Tout l'état-major de sa Majesté comme aussi une partie des officiers de chaque régiment étaient assemblés dans un vaste salon à l'intérieur du château. Là nous attendions jusqu'à une heure; alors l'empereur, l'impératrice, les dames de la cour, les maréchaux etc. etc. passèrent par le même salon, pour aller à la messe dans la chapelle à côté du salon. Après la messe, l'im-



pératrice et sa suite ne faisaient que repasser, tandis que l'empereur s'arrêtait près d'un quart d'heure, pour parler à tous les chefs de corps. A notre colonel il demandait, de quelle force était son régiment; le colonel répondit: « 1700 hommes, votre Majesté. » — Bon! et combien pour faire face à l'ennemie? — « 1700 hommes, votre Majesté. » — Fort bien, fut sa réponse. Mon cœur me battait de joie à cette dernière demande de l'empereur. Je te dirai pourquoi, mais d'avance je tâcherai de te faire un petit tableau de la magnificence de la cour, quoique je me sens trop faible d'épuiser ce sujet même à moitié; tu ne seras jamais capable de te faire une idée de sa splendeur. Toutes les dames de la cour sont habillées à la mode de l'ancien régime royal, c'est à dire qu'elles portent toutes des robes brodées et trainantes, d'une richesse inexprimable. La queue du manteau de l'impératrice est portée par un page non moins richement habillé. L'impératrice Marie-Louise n'est pas ce qu'on appelle une beauté, mais elle a quelque chose d'intéressant et de digne, un port superbe commandant le respect; comme elle est encore toute jeune, n'ayant que vingt ans à peine, elle se formera par la suite. L'empereur a extrêmement changé depuis que je l'ai vu la dernière fois; il est gras et mieux habillé qu'auparavant; ce jour-ci surtout son costume était très beau, habit et culotte de velours rouge richement brodé. On ne peut se faire une idée de la magnificence de sa suite; tous les ambassadeurs des cours étrangères, maréchaux, généraux, gens de la cour chargés d'or et de diamants! On ne savait réellement où il fallait regarder, comment se tourner, tant cela frappait des yeux non accoutumés à pareille splendeur. En retournant chez-moi je croyais rêver et la tête me tournait de tout ce qu'avais vu et entendu.

Quant à la joie que me causait l'entretien de l'empereur avec notre colonel, elle eut pour motif la sûreté d'une prochaine

rentrée en campagne et cela sous les ordres de l'empereur en personne. Quoique je me souvienne encore très bien des souffrances de la campagne d'Espagne, cela ne peut troubler mon grand plaisir; aussi y-a-t-il une grande différence entre cette campagne et celle que nous avons devant nous. D'abord au lieu d'un seul bataillon nous formerons une division entière, composée de huit bataillons Suisses, savoir de quatre régiments à deux bataillons. Nous serons sous les ordres directs du maréchal Berthier qui en est heureux et qui, comme tu sais bien, ne reste jamais en arrière. Bien que je ne sache pas encore à quelle nation nous aurons à faire je présume, que ce sera un brave ennemi, lequel, après quelques batailles qui comptent au piquet, cédera ou nous fera céder. Quant à moi je préfère d'ailleurs le bruit de la guerre à l'antichambre. Le 5 courant nous avons encore été présentés à l'impératrice dans la galerie de Diana aux Tuileries. Elle était sans suite à l'exception d'une dame d'honneur, quelques pages et le maréchal Bessière. Elle s'adressa à chaque chef de corps pour lui adresser quelque petit compliment et sortit bientôt. C'était la première fois qu'elle eut à faire une cérémonie de cette espèce, aussi son embarras était assez visible; du reste elle me parut cette fois encore plus aimable qu'à la première rencontre. L'empereur nous passera encore une fois en revue le 12. de ce mois, probablement pour la dernière fois avant notre départ de Paris.

Erstes Postscriptum vom 8. Januar 1812.

Beaucoup d'occupations qui ne manquent pas à la formation d'une compagnie non instruite m'ont obligé de retarder le départ de ma lettre actuelle. Elle te paraît peut être déjà trop longue, sans que j'y ajoute encore autre chose; aussi étais-je sur le point de la déchirer, lorsque la lettre que tu m'as envoyé par M<sup>r</sup> Sulz-

berger venait me rassurer. Je t'en remercie infiniment et j'en vois que vous vous portez bien et que vous avez reçu ma dernière lettre. Vous agréez donc mes vœux sincères pour votre bonheur et vous me les rendez de bon cœur tout comme la famille aimable et chérie de mon excellent tuteur, M<sup>r</sup> Paur! C'est à lui que je dois tout ce que je suis; sans son généreux désintéressement, joint aux soins tendres et vraiment maternels de sa vénérable épouse, je ne serais pas là, où je me trouve à présent. N'oublions jamais, qu'ils m'ont fait goûter le bonheur le plus parfait d'un enfant de famille.

En réponse à ta lettre je t'assure que j'aiderai volontiers M<sup>r</sup> Sulzberger autant que je pourrai, comme j'ai l'habitude de le faire pour chacun qui en est digne. Il y a très peu d'espoir qu'il puisse entrer comme officier dans un de nos régiments Suisses, où l'on compte une quantité de jeunes gens protégés qui attendent d'être proposés à l'avancement; peut-être la campagne en vue facilitera leur placement à moins qu'elle ne prenne le goût pour la vie militaire à quelques uns de ces messieurs. Le malheureux frère de notre cher M<sup>r</sup> Paur est également arrivé aujourd'hui; je le ferai entrer dans ma compagnie. D'après la manière dont il s'est conduit en route, il y a peu d'espoir de le voir corrigé de sitôt. Je le surveillerai de bien près et je le tiendrai sous une discipline sévère; cela, joint au bon exemple de ses camarades, qui sous tous les rapports sont sans contredit les plus braves soldats que l'on puisse voir, le feront devenir plus sage comme j'espère. Voudrait le ciel que je pusse ramener un jour à ce brave homme de M<sup>r</sup> Paur un frère dont il n'eût plus à rougir, me débarrassant comme cela d'une mince part des obligations que nous lui devons tous les deux et moi particulièrement. Je ne sais que trop bien qu'il n'acceptera jamais d'autre récompense et que je ne serai jamais en état de lui rendre les

nombreux sacrifices que dans sa qualité de tuteur il a fait pour moi. Que Dieu le bénisse avec toute sa famille pour tous les bienfaits qu'ils m'ont rendu !

Dis-moi, mon cher frère, ne suis-je pas un homme des plus heureux ? Moi, à mon âge, sur le point de passer au grade de capitaine d'artillerie ? Je sais fort bien qu'il ne faut pas jouir d'un bien avant qu'on le possède et que le ciel fait, souvent „einen Strich durch die Rechnung“ ! — Mais pense seulement ! Mon premier capitaine proposé comme chef de bataillon, le second à le remplacer et moi-même à la place de celui-ci. Si cela n'avait pas lieu, le second capitaine passerait à l'artillerie-à-cheval ou bien il quitterait le service, de sorte que cela reviendrait au même pour moi. Si rien de tout cela n'arrivait je tâcherais de franchir ce pas de mes propres forces. Cependant il court un bruit qui pourrait facilement se vérifier, c'est de mettre notre compagnie sur le pied de l'artillerie des régiments français ; dans ce cas ce serait moi qui commanderait la compagnie formée de trente artilleurs, de quarante soldats du train et des 52 chevaux dont nous venons de faire l'acquisition. Cette éventualité m'ôterait pour toujours l'espoir de l'entrée dans une école militaire et je ne pourrais jamais ou au moins très difficilement m'acquérir les connaissances nécessaires aux grades supérieurs ; mais „kommt Zeit — kommt Rath“ en attendant je reste à toujours

ton frère fidèle

Salomon Hirzel.

Zweites Postscriptum vom 18. Januar 1812.

Je suis sûr que tu verras finir avec plaisir une lettre qui ne vaut pas la peine d'être déchiffrée. Considérant cela, je me hâterai d'en venir au bout. Le 11. Janvier le prince Berthier nous a passés en revue aux champs Elysées ; il visita les sacs de quel-

ques soldats et leurs comptes ouverts; trouvant tout en règle il paraissait être fort content de nous. Le 12. nous fûmes encore toute la journée aux Tuileries, où nous trouvâmes aussi le quatrième régiment Suisse qui arriva de Versailles. Peut-être ne devrais-je pas juger, lequel des deux régiments est le plus beau; mais il faut que je dise que le nôtre me le paraît être de beaucoup. Le soir à 5 heures nous défilâmes devant l'empereur, en criant: «Vive l'empereur.» Puis nous sommes allés dîner chez le premier traiteur de Paris, où tout le corps d'officiers de la garnison de Paris, invité par le maréchal Mortier, se trouvait avec nous.

Le 13. Janvier à 9 heures du matin nous étions déjà hors des barrières de cette superbe ville. Je me livrai quelques moments à de sérieuses réflexions, content de moi-même d'en être sorti sans m'y être ruiné ni par le jeu ni par les femmes et de n'avoir rien négligé pour connaître Paris soit de son bon soit de son mauvais côté. Notre destination est Lüttich; de là nous irons à Wesel et ensuite nous entrerons sous les ordres de Berthier en pays ennemi. — Adieu, que Dieu soit avec vous!

S. H.

Brief Nr. 7.

**An Herrn Schirmschreiber Paur in Zürich.**

Lüttich den 13. Februar 1812.

Da ich überzeugt bin, daß Sie, verehrter Herr und Freund, mit Ungeduld auf einen Brief von mir warten, so wüßte ich nicht was zu meiner Entschuldigung vorbringen, wenn ich dieses Mal nicht mit Recht sagen könnte, daß es mir bis dahin unmöglich war, die mir seit der letzten Trennung von Ihnen so lieb gewordene Pflicht zu erfüllen, Ihnen zu schreiben. Die Briefe, welche Sie und Ihre lieben Kinder Ihrem

Bruder Jaques übergaben, habe ich richtig erhalten. Obgleich ich diesen Lehrern schon seit Langem erwartet und tausend Anreden und Ermahnungen an ihn studirt hatte, so bin ich doch kaum im Stande gewesen, ihn auch nur anzusehen. Die schlimmen Nachrichten, welche mir auf meine Erkundigungen hin über seine Aufführung in Besançon und auf seiner Reise nach Paris eingegangen waren, ließen mich beim Regiment nicht viel Gutes von ihm erwarten; aber Gottlob habe ich mich wenigstens bis dahin gänzlich in ihm geirrt. Jetzt weiß ich nicht das Geringste über ihn zu klagen, sondern muß im Gegentheil seine stille und gute Aufführung rühmen, so wie auch seinen Eifer, Französisch und Anderes zu lernen, ebenso die pünktliche Erfüllung aller seiner militärischen Pflichten. Trotz allem dem kann ich mich vor der Hand nicht entschließen, ihn zu einer Unteroffiziersstelle selbst zu empfehlen oder durch Andere empfehlen zu lassen. Sie ersehen aus seinem inliegenden Briefe, daß wie Sie selbst so auch er dieß sehr wünscht; allein die Zeit der Buße ist noch zu kurz. Der strengen Aufsicht und Haltung entledigt, welcher er jetzt unterworfen ist, könnte er allzu leicht wieder fallen und durch eine darauf folgende Kassation sich selbst wie Sie und mich kompromittieren. Ohnedieß wäre er mit Ausnahme einer Korporalsstelle zu jedem andern Posten noch unfähig. Wenn Sie auf seiner Beförderung zum Korporal sehr viel halten, so kann ich Ihren Bruder ohne die mindeste Schwierigkeit als Korporal in einer Zentrumskompagnie unterbringen; halten Sie dagegen mit mir das Gegentheil für besser, so verweisen Sie ihn zur Gedult und ermahnen Sie ihn, sich alle mögliche Mühe zu geben, die nöthigen Kenntnisse für sein Emporkommen zu sammeln. Jedenfalls, geehrter Herr, bemühen Sie sich nicht um die Empfehlungsschreiben, welche er sich von Ihnen erbittet. Es würde dies gar nichts nützen, indem unser Oberst Castilla solche Schreiben nicht einmal liest.

Raum finde ich Worte, um Ihnen meinen Dank für die Gewährung der Bitte auszudrücken, welche ich von Paris aus an Sie gerichtet habe; ich würde mich glücklich fühlen, Ihnen die tausendfachen Verbindlichkeiten, mit denen Sie mich überhäufen, in etwas vergelten oder Ihnen



wenigstens meinen guten Willen dazu darlegen zu können. Drei Tage nach meiner Ankunft hier in Lüttich habe ich Ihren Wechsel, wie Sie aus beiliegendem Empfangschein ersehen, richtig erhalten; er kam mir sehr gelegen, um die kleinen Schulden zu bezahlen, die ich gegen das Ende unsers Aufenthaltes in Paris und auf dem Marsche hieher habe machen müssen, ferner um meine Equipierung auf Kampagne-Fuß zu setzen und endlich zum Ankauf eines sehr schönen Pferdes Holsteiner-Race, wozu ich mich vor einigen Tagen auf mehrfache Ermahnungen hin entschlossen habe. Bis jetzt habe ich zwar ein einziges Mal die Zeit zur Besteigung meines Holsteiners gefunden. Unter den jetzigen Umständen werden Sie unfehlbar das Prädikat „sehr schön“ für ein von mir benötigtes Pferd etwas überflüssig finden. Wenn man indessen ein Pferd zum Gebrauche kaufen will, muß man auf dasselbe zuerst in jedem Falle zählen können, daneben aber thut man gut, es so auszuwählen, daß nach einigen Jahren noch etwas darauf zu gewinnen ist, insofern ihm kein Unfall zustößt; zu diesem Ende hin muß das Pferd ein schönes sein, das gut in's Auge fällt. Diese Eigenschaften vereinigt das Meinige im vollen Sinne des Wortes, ohne deswegen theuer zu sein; ich habe es nemlich von einer hiesigen Wittwe um 20 Louis d'or gekauft mit fünfwöchentlicher Garantie. In einem Jahr wird es fünfzig Louis d'or werth sein; sein Name auf der Kontrolle ist „Péri“; in meinen Unterhaltungen mit ihm heiße ich ihn aber „Hans“.

Was die politischen Neuigkeiten betrifft, so wissen Sie in Zürich wahrscheinlich mehr darüber als wir hier; noch nie lag für uns ein so dichter Schleier ob den politischen und militärischen Operationen wie dieses Mal. In Paris so wenig als bei der Armee weiß man, wohin alle die großen Anstalten, wie man deren noch niemals gesehen hat, zielen; über 100,000 Mann stark liegen wir hier enge beisammen. Unser Regiment macht einen Theil der zweiten Division des zweiten Armeekorps der « grande armée » aus; wahrscheinlich werden sämtliche acht Schweizerbataillone, die im Marsch befindlich sind, diesem Armeekorps einverleibt werden. — Sind wir nur bestimmt Holland gehörig in Respekt zu halten

oder uns in Dänemark mit den nämlichen Absichten einzuschleichen, wie wir es einst in Spanien thaten, oder sollten wir endlich mit der Hauptarmee selbst operieren? Ueber alles das weiß noch Niemand Bescheid. Der größte Theil der Garde ist von Paris verreist und der Kaiser wird ihr gegen Ende dieses Monates folgen; somit können wir unsere Mantelstücke in kürzester Frist schnallen.

Ich werde unfehlbar vor meiner Abreise von Lüttich noch an Frau Schirmschreiber und an meinen Bruder Hans schreiben und dann wohl über Alles eher Gewißheit geben können als heute. Leben Sie indessen wohl und grüßen Sie mir herzlich Ihre Familie und meine Freunde.

Salomon Hirzel.

P. S. Im Falle Sie die Güte haben wollten, mir zu antworten, so adressieren Sie den Brief nur hieher; ich würde ihn empfangen, wenn ich auch schon weit weg wäre.

### Brief Nr. 8.

#### An Herrn Staatschreiber Heinrich Hirzel in Frauensfeld.

Nähe bei Polokk an der Düna den 19. September 1812.

Ich halte es für meine Pflicht, lieber Bruder, Dir Deine Besorgnisse betreffend mein schnelles Avancement zu benehmen. Wie Du selbst aus der nun geschlossenen Kapitulation sehen kannst, ist meine Beförderung so ziemlich gehemmt; es macht dieß mir und gewiß allerdings in entgegengesetzter Richtung auch Dir neue Sorgen.

Es ist unstreitig für einen jungen Mann in meinem Alter schmeichelfast, nach so wenigen Dienstjahren, wie ich sie zähle, von seinem Obersten zu einer Stelle vorgeschlagen zu werden, welche, wie ich erst nachher einsehen gelernt habe, eben so viele Kenntnisse erfordert wie manche höhere und zwar besonders deswegen, weil man ganz sich selbst überlassen ist. Weder Obere noch Kameraden kennen das Mindeste von dieser Parthie,

so daß man nirgends Rath oder Hülfe holen kann, während man doch den strengsten Untersuchungen ausgesetzt bleibt. Von meinem Obersten für einen solchen Platz auserlesen worden zu sein, war um so schmeichlicher, als dieser Platz viel Vortheilhaftes zu bieten schien, folglich für einen Better oder Günstling nicht zu verachten gewesen wäre.

Würde die Artilleriekompagnie auf dem nämlichen Fuße geblieben sein, auf den sie die alte Kapitulation gesetzt hatte, so wäre ich nun unfehlbar *Capitaine en second* und hätte Hoffnung, nach beendigtem Feldzug mit einem rothen Bande auf der Brust *Capitaine-commandant* zu werden, eine Stelle, die ich nicht an diejenige eines Oberstlieutenants tauschen würde. Allein nun soll die Artilleriekompagnie des Regimentes nur durch einen Oberlieutenant kommandiert werden; ein solcher kann wohl, wenn die Reihe an ihn kommt, mit *Avancement* in die Linie zurück treten, niemals aber, sei es mit sei es ohne Beförderung, zur kaiserlichen Artillerie gelangen, so daß die Aussichten für ihn nicht sehr glänzende sind. Zudem, was ist das für Artillerie? Wie sehr ist zu wünschen, daß sie nach diesem Feldzuge entweder besser organisirt oder dann ganz abgeschafft werde. Zwei Dreipfünder-Kanonen mit 3 Munitionswagen für dieselben, sodann für jedes Infanteriebataillon ein Munitionswagen, eine Feldschmiede und vier *Fourgons* machen das Materielle von drei Kriegsbataillonen aus; zum Transport eines solchen Parkes sind nur 61 Pferde nothwendig. Das Regiment, das mit dem Ankauf dieser Pferde beauftragt ist, kauft nun erstens nicht diese Anzahl und kauft zweitens was an wohlfeilen und gemeiniglich sehr schlechten Pferden zu finden ist; obgleich die zu dem Zwecke bestimmten Fonds für den Ankauf schöner Pferde hinreichen würden. Viele Regimenter suchten für die Trainmannschaft noch die schlechtesten Soldaten aus, in der Meinung, daß sie für Fuhrleute gut genug wären. Bei meiner Kompagnie ist dies nicht der Fall; ich hatte freie Hand, die Trainsoldaten auszusuchen, wo ich wollte. Weiter ist man genöthigt, solchen armen Pferden den Hafer vom Maul wegzustehlen, um ihn durch die Pferde des Herrn Obersten oder Generals auffressen zu lassen. Bisweilen muß man sogar diesen Herrn,

damit sie der Fuhrlohn nichts kostet, ihre Kutschen und Küchenwagen nachführen; mit einem Wort, es scheint, als ob unsere Regiments-Artillerie nur zum Nutzen oder zur Kommodität dieser Herrn da wäre. Eine andere Unannehmlichkeit bei ihr ist, daß man niemahls das nöthige Geld zum Unterhalt des Materiellen erhalten kann, indem es immer für fremde Gegenstände verwendet wird, so daß, wenn Geld nöthig wäre, keines vorhanden ist. Was soll man erst dazu sagen, wenn eine solche Artillerie gar unter den Befehlen eines Brigadegenerals steht, der kaum schreiben und lesen kann, daher auch nicht die geringste Kenntniß unserer Waffe besitzt, ja nicht einmal die Regeln anzuwenden weiß, welche Jedem der gesunde Verstand eingeben sollte? So hat uns der Unsrige 15 Stunden marschieren gemacht ohne abzäumen zu lassen und als wir endlich an einem Orte angekommen waren, wo kein Futter zu haben war, den Trainsoldaten nicht einmal erlaubt, sich zu entfernen um solches zu suchen. Wenn dieß vor dem Feinde geschehen wäre, könnte man nicht viel dagegen sagen; allein es geschah, ehe wir nur wußten, gegen wen wir Krieg führen sollten. Uebrigens sollten auch vor dem Feinde Anstalten getroffen werden, um die Pferde zu ernähren, sofern man Nutzen aus der Artillerie ziehen und sie nicht verlieren will. Wirklich sah man auch, als man dem Feinde einmal nahe war, wenig Artillerie mehr bei den Regimentern aus dem natürlichen Grunde, weil die Pferde gänzlich fehlten oder nicht mehr gehen konnten. Später war man sogar genöthigt, die Regimentsartillerie zurück zu schicken, wenn man sich schlagen wollte, um sie nicht zu verlieren.

Ich hatte noch das Unglück, von einem Hauptmann kommandiert zu werden, der bisher die Kompagnie befehligte, aber weder von Pferden noch von Fuhrwerk einen Begriff hatte. Weil er mich deswegen völlig machen ließ, ist es mir gelungen, von 50 Pferden die ich erhielt, 35 in gutem Stande zu erhalten und so aller andern Regiments-Artillerie Troß zu bieten. Die meisten Trains haben zwei Drittel ihrer Pferde verloren; es gibt sogar viele, welche von den beim Beginn des Feldzuges angekauften Pferden kein einziges mehr haben.

Gesetzt aber auch, daß alles in bester Ordnung wäre, so verdient eine Kompagnie wie die meinige kaum Artillerie genannt zu werden, weil sie fast niemals, jedenfalls nur sehr selten, von wirklichem Nutzen sein kann. Wenn wir uns z. B. an die Russische Artillerie wagen wollten, so müßten wir uns derselben mit unsern kleinen Geschützen so sehr nähern, daß die Russen sie mit drei bis vier Schüssen demontieren könnten; diese führen nämlich nur großes Kaliber. In geordneten Linien-Schlachten, im Gebirge oder in dem Falle wo der Feind gar keine Kanonen mit sich führt, wären unsere kleinen Dreipfünder nicht zu verachten. Du wirst fragen, warum man uns denn keine größern Geschütze gegeben habe? Die Antwort lautet, weil solche dem Infanterie-Regiment, welchem sie zugetheilt sind, nicht überall hin und nicht schnell genug folgen könnten. Obgleich mir nun meine Artillerie als solche gar nicht gefällt, so bin ich dennoch in meinem Element; ich habe mir daher auch alle erdenkliche Mühe gegeben, um in meiner Parthie zu einem gewisse Grade von Vollkommenheit zu gelangen, d. i. im Materiellen, worunter man Alles versteht, was auf die Fuhrwerke und auf die Pferde Bezug hat. Es ist bei wirklichen Artillerie-Kompagnien eigentlich das Geschäft des *Capitaine en second*. Meine Aufgabe zu erfüllen war um so schwieriger, als sie mir nicht nur neu war, sondern weil ich mir auch nirgends Rath holen konnte. Vom Obersten erhielt ich immer sehr unbestimmte Ordre, weil er seine Unwissenheit in diesem Fache nicht an den Tag treten lassen wollte; mein Hauptmann gab mir die Versicherung, daß er sich ganz auf mich verlasse; die Unteroffiziere, bei deren Auswahl ich weniger auf Kenntnisse als auf natürliche Fähigkeiten, guten Willen und Redlichkeit gesehen hatte, wußten von Allem gar nichts. Wollte ich mir keine Blößen geben, so blieb mir nicht viel Zeit zum Schlafen übrig und wirklich kam ich auch sehr wenig dazu. Nachdem bei Eröffnung des Feldzuges meine Pferde angekommen waren, studierte ich Nachts in allen Reglementen, die mich über die vorschriftsmäßige Behandlung derselben belehren konnten, gab dann demzufolge am Tage meine Befehle, über deren genaue Ausführung ich wachte. Bei jedem Verband fand ich mich selbst ein und



zahlte dem Stabspferdearzt manche Flasche Wein, um ihn etwas mittheilsamer zu machen. Mit dem Fourage-Lieferanten war ich beständig im Streit, wohnte jeder Austheilung persönlich bei und ruhte nicht, bis vom Kriegskommissär im Beisein geschwornen Pferdeärzte eine genaue Untersuchung seiner Leistungen angehoben wurde. Diese Untersuchung hatte zur Folge, daß dem Lieferanten über 4000 Zentner Heu in die Maas geworfen wurden und daß er nebst den erlaufenen Kosten noch Fr. 500 Buße bezahlen mußte.

Nächst der Sorge für die Pferde, die mir viel zu schaffen gab, lag mir bei der Mobilmachung ob, alle meine Leute kleiden zu lassen, die Komptabilität in Gang zu bringen, endlich auch noch meinen Artilleristen einige Instruktion zu ertheilen. Kaum war dieß Alles etwelcher Maßen in Ordnung, so traf uns der Befehl zur Abreise. Nach drei Tagen langten wir in Wesel an, wo wir die Geschütze und die übrigen Fuhrwerke in Empfang nahmen.

Der Weg von Wesel über Münster nach Osnabrück ist einer der schlechtesten, die ich jemals gesehen. Die leichtesten Postwagen wurden mit zwölf Pferden bespannt; die Artillerie bespannte ihre Fuhrwerke gewöhnlich mit sechszehn, achtzehn bis zwanzig Pferden; ich hingegen sah mich genöthigt, die meinigen nur mit dreien zu bespannen, weil ich einen Theil meiner 52 Pferde dem Oberst und dem General hatte abgeben müssen und von denen, die mir blieben, einige krank waren. Was ich dabei litt, kannst Du Dir kaum vorstellen; drei Male mußte man mich aus dem Kothe herausziehen, in den ich mich hinein gewagt hatte, um den versunkenen Wagen und gefallenem Pferden heraus zu helfen, bis ich zuletzt selbst versank. Doch gestehe ich, daß ich mich am Tage darauf durch die vielen Komplimente, welche mir der General bei der Revue machte, für meine Mühe reichlich belohnt fühlte.

Natürlich mußte ich mich in ein Studium einlassen, daß dem Artillerie-Diffizier unumgänglich nothwendig ist, von dem ich aber noch keine Idee hatte. Weil ich nämlich über das Materielle gesetzt war, so hatte ich Schmid, Schlosser, Wagner und Sattler unter meiner Aufsicht.



Um diese zweckmäßig zu beschäftigen, wurde mir wenigstens eine oberflächliche Kenntniß dieser Handwerke zur Nothwendigkeit, um so mehr als ich sie mit dem nöthigen Werkzeuge versehen mußte. Wie es betreffend die Pferde der Fall war, so gelangte ich ziemlich schnell auch zu diesen Kenntnissen, wenn auch nicht ohne große Mühe. Immer wußte ich die Sache so anzugreifen, daß meine Unkenntniß nicht an den Tag trat, ja daß ich sogar Komplimente vom Oberst der Artillerie einerntete, der die Aufsicht über diese Parthie hat.

Auf unserer Reise durch Deutschland kamen wir durch einige sehr schöne Städte, wie z. B. Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Brandenburg und Stettin, während wir Berlin drei Stunden links von unserer Marschlinie liegen ließen. Auch Danzig, von dem ich über einen Monat nicht weit entfernt lag, konnte ich meiner vielen Geschäfte wegen nicht sehen. Preußen ist ein Ländchen, das mir sehr wohl gefiel; seine Bewohner waren besonders vor dem Kriege von 1806 sehr wohlhabend; äußerst gefällig gaben sie den unverschämten Franzosen, die von ihnen ernährt werden mußten, was sie nur anbieten konnten, um dieselben zufrieden zu stellen, obgleich sie ihnen vorschrittsgemäß nur wenig schuldig waren.

Schon in Preussisch-Polen ging das Plündern an und man behandelte die armen Einwohner, wie man selbst Feinde nicht behandeln sollte. Da das Futter sehr rar war, deckte man auf 30 Stunden weit alle mit Stroh gedeckten Häuser ab; die wenige Frucht, die man vom vorigen Jahre her noch vorfand, wurde überall weggenommen; die Pferde ließ man allenthalben schon in der neuen Saat weiden. — Wie es indessen jetzt in Rußland hergeht, ist wohl noch niemals erlebt worden; man findet kaum mehr eine Spur von Ordnung und Mannszucht, ja sogar von bloßer Menschlichkeit. Die armen Einwohner, die freilich oft mehr dem Vieh als Menschen ähnlich sehen, haben ihre Dörfer verlassen und bewohnen nunmehr die Wälder; indessen sind sie auch so nicht sicher; wo man sie findet, nimmt oder zerstört man ihnen Alles, womit sie sich das Leben fristen könnten. Dennoch kann ein einzelner Mann gehen,

wohin er will, ohne daß ihm ein Leid geschieht; ruhig kann er selbst mitten unter den armen Leuten schlafen.

Bis jetzt hat noch Niemand großen Mangel an Lebensmitteln gelitten; wie es aber im kommenden Winter ohne Magazine in einem so total verheerten Lande gehen wird, weiß ich nicht, während man sich doch bei dem guten Willen der Einwohner Alles fast im Ueberfluß hätte verschaffen können, wenn einigermaßen Ordnung gehandhabt worden wäre. Was übrigens nicht dem höhern Adel angehört, der in diesem Lande nicht fehlt, scheint die Franzosen nicht gar ungerne zu sehen und schon machen die Bauern Schwierigkeiten, ihren Herrn den schuldigen Frohndienst zu leisten, in der Hoffnung, bald aus ihrer Sklaverei befreit zu werden.

Was das Land selbst betrifft, so ist den Bewohnern entsprechend Alles noch sehr zurück; der unabsehbare Wald ist nur hie und da von Fruchtfeldern unterbrochen; dennoch ist die Gegend, in der wir uns befinden, zahlreich bevölkert; die Wohnungen der Bauern sind indessen sehr gering und stehen von den schönen Schlössern der Edelleute weit ab. Der Bauer nährt sich von schlechtem Roggenbrod, das er mit kurzem Stroh untermischt, von Milch und von Fleisch, wovon die stark betriebene Viehzucht genug liefert. Er gibt seine äußerst große Unterwürfigkeit durch Küssen der Füße und der Kleider, sowie durch eine Menge auf einander folgender Bücklinge zu erkennen. Diese Bauern sind durchschnittlich klein, schlecht gebaut, unreinlich und im höchsten Grade unwissend.

Die Städte, die wir bis jetzt gesehen haben, gleichen im besten Falle so ziemlich unserm heimatlichen Steckborn; sie sind meistens von Juden, wohl auch von einigen Edelleuten bewohnt. Wie überall sind diese letztern von verschiedenem Range; der vornehme Edelmann besitzt gewöhnlich mehrere Edelhöfe, die er an Standesgenossen geringeren Ranges verpachtet; diese machen dann die Bauern ungefähr arbeiten wie wir unsere Sträflinge, d. i. immer in Begleitung eines Aufsehers, der einen großen Stock in der Hand hält und drauf zuschlägt wenn es ihm gefällt. Meistens behandeln diese Individuen die Bauern auf sehr rohe, fast unmenschliche Art.

Nun wirst Du an meinem Schreiben genug haben, um Dir einen ganzen Monat hindurch die Zeit zu vertreiben; doch ist es ja besser, mein Brief sei zu lang als zu kurz; bin ich doch nicht immer zum Schreiben aufgelegt und kann ich es auch nicht immer thun, wenn ich schon dazu Lust hätte.

Ich erwarte täglich Briefe von Frau Schirmschreiber Paur und spare schon lange ses 3. auf, die ich doch manches Mal für Schnaps nöthig gehabt hätte, um das Briesporto bezahlen zu können. Grüße mir unsere Verwandten in Wigoldingen und die fröhlichen Gesellschafter in Frauenfeld, mit denen ich kaum mehr ein Glas leeren könnte, weil ich des Weines seit einem halben Jahre gänzlich entwöhnt bin. Lebe wohl und erinnere Dich von Zeit zu Zeit Deines Dich herzlich liebenden Bruders:

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 9.

**An Herrn Doktor Johannes Hirzel in Steckborn.**

Nähe bei Boloß den 19. September 1812.

Meinem Versprechen gemäß hättest Du schon aus Lüttich einen Brief von mir erhalten sollen; obgleich ich nun keine Entschuldigungen vorzubringen weiß, die sich nicht widerlegen ließen, hoffe ich dennoch auf Deine Verzeihung, um so eher als Du in der Zwischenzeit Neuigkeiten von mir von unsern Freunden in Zürich hast erhalten können.

Du erwartest unzweifelhaft, daß ich Dir nun recht viel Neues berichten werde, um die Scharte auszuwehen; allein darin irrst Du Dich. Was ich Dir schreiben darf, wird in der Schweiz schon lange bekannt sein und gewiß den Thatfachen entsprechender als die Mittheilungen, die man uns bei der « Ordre du jour » macht. Ich beziehe dieß auf die große Armee des Kaisers, während ich betreffend unser von jener abgetrenntes Armeekorps schon etwas besser weiß, woran wir sind. Doch bin ich auch da nicht im Stande zu bestimmen, wie viel wir ge-

wonnen oder verloren haben. Wenn wir wirklich große Vortheile über die uns gegenüberstehende feindliche Armee davon getragen haben würden, so hätte man gewiß nicht ermangelt, uns dieselben durch ein Vergrößerungsglas sehen zu lassen und wir würden nicht so lange Zeit unter den Mauern von Polohk liegen bleiben.

Seit dem Augenblicke, daß wir den Niemen passierten, war unser zweites Armeekorps unter Marschall Dubinot sowie auch das sechste unter General Saint Cyr, das jedoch jedes für sich agierte, dem Feinde auf den Fersen. Täglich ja stündlich glaubte man, daß dieser endlich ein Mal Stand halten würde; aber niemals gingen unsere Wünsche in Erfüllung; man hörte überall rufen: *Ces sacrés lâches!* u. dgl. und glaubte, die Russen wären nun bald in Petersburg; wenigstens mußte man sie auf der dahin führenden Straße. Wenn ich mich nicht irre, so war es am 17. Juli<sup>1)</sup> daß wir den ersten Widerstand vor Düna fanden; seitdem ich mein Portefeuille verlor, in welchem alle Daten und Distanzen aufgezeichnet waren, kann ich leider nichts Bestimmtes mehr sagen. Das 26. Linienregiment sollte zuerst die Brücke über die Düna passieren, bekam aber in einem Augenblicke so viele blutige Köpfe, daß Jedermann die Lust zu weitem Versuchen verging. Am Nachmittag des folgenden Tages marschirte man rechts ab, um sich gegen Disna zu wenden; unterwegs war man jedoch einige Male anzuhalten genöthigt, um den frechen Kosaken mit klingender Münze die Mühe zu bezahlen, welche sie sich gaben uns zu begleiten.

Zehn Stunden flußabwärts Disna wurde unser Divisions-General einige Posten und ein großes Lager gewahr. Da er mit einigen andern Generalen etwa eine halbe Viertelstunde vorausritt, indem man keinen Feind in dieser Gegend ahnte, schickte er einen Adjutanten an die Düna, um zu fragen, welches Armeekorps hier lagere. Ein russischer Offizier antwortete in gutem Französisch, daß der französische Kaiser schon vor einigen Tagen die Düna passiert habe und daß seine Truppen in dieser

---

1) In Wirklichkeit der 13. Juli 1812.

Gegend lagerten; man werde auf der andern Seite des vorliegenden Waldes einen französischen Posten antreffen. Um den dort vermutheten Postenkommandanten desto rascher sprechen zu können, eilte der General mit seinem Gefolge vorwärts, wurde jedoch im Augenblick, in dem er das Gehölz verließ, von einer russischen Batterie begrüßt. So bald die Division eingetroffen war, gingen ein kroatisches und das vierte Schweizer-Regiment *en tirailleurs* vor und nöthigten den Feind, der an dieser Stelle nicht sehr stark und auch nicht gesinnt war sich lange zu halten, den Fluß zu passieren. Nach einer kleinen Stunde Weges stieß man auf ein russisches Lager, das aus einer Menge prächtig gearbeiteter und wohlgeordneter Redouten bestand, die unter sich durch kleinere Werke verbunden waren. Da das Lager nur durch einige Kosaken vertheidigt wurde, war man dessen bald Meister. Während zwei Tagen blieb man in demselben und bemühte sich, die Werke zu zerstören, eine Arbeit die zu ihrer Durchführung indessen einige Wochen Zeit benöthigt haben würde. Das dritte Schweizer-Regiment, welches während dieser Zeit immer im Feuer war, hielt sich sehr gut. In der dritten Nacht verließ die Division ihre Stellung, um Disna zu erreichen, theils um zu verhindern, daß die erste und zweite Division unseres Armeekorps, welche dort schon über den Fluß gegangen waren, von den Russen abgeschnitten werden könnten, theils weil man es nicht für rathsam fand, unsere 8000 Mann zählende Division länger in der Nähe von 50,000 Russen zu lassen. Zwei Tage nachher, d. i. am 26. Juli, passierten wir bei Disna ebenfalls die Düna unter beständigem Geplänkel mit Kosaken und russischen Husaren. Den 30. Juli überschritten die erste und die zweite Division die Dwina, einen kleinen Fluß, der sich in die Düna ergießt und gingen eben daran, Baracken zu erbauen, als sie vom Feinde heftig angefallen wurden. Obgleich das Gefecht ein sehr ungleiches war, hielten sich die Unsrigen dennoch bis zum Nachmittag des 31. Juli, mußten sich dann aber mit großem Verlust über den Fluß und noch drei Stunden weiter zurückziehen. Den 1. August Morgens überzogen die russischen Linien die ganze Ebene; sie waren mehr denn zwei Mal stärker

als unser Korps; zudem hatte sich unserer Armee der Schrecken bemächtigt, so daß unsere Lage eine ziemlich kritische war. Ohne eine bekannte Kriegslist wäre gewiß Alles in Unordnung gerathen. Im Augenblicke, da die Russen zum Angriff schritten und Alles überflügelten, so daß die Franzosen schon zu weichen begannen, ließ man das Gerücht verbreiten, der Kaiser sei angekommen. Von allen Seiten hörte man nun den Ruf: «Vive l'Empereur!» und «En avant!» Ehe man es sich versah, wurden einige russische Batterien weggenommen und der Feind auf allen Seiten zum Weichen gebracht. Man schlug ihn wieder über den Fluß zurück, konnte sich am rechten Ufer desselben jedoch unmöglich halten, weil der Feind allzu gute Positionen hatte und wir gegen seine zahlreiche Artillerie nichts ausrichten konnten; auf beiden Seiten der Straße befanden sich nämlich unwegsame Moräste, in die sich weder Artillerie noch Kavallerie wagen durfte. Den 2. August zogen wir uns auf der Straße von Polozk zurück, ohne stark beunruhigt zu werden, passierten noch am nämlichen Abend mit aller Artillerie und dem größten Theil der Armee die Stadt Polozk und überschritten die Düna. Den 4. August legte man sich wieder vor die Stadt und rückte am 8. August, nachdem man sich mit dem aus bayerischen Truppen bestehenden 6. Armeekorps vereinigt hatte, noch weiter dem Feinde entgegen. Den 13. August erfolgte eine heftige Kanonade und man sah ein, daß es nicht rathsam wäre, weiter vordringen zu wollen noch selbst zu bleiben, wo man war, zog sich also wieder in die am 4. August eingenommene Stellung in der Ebene vor der Stadt Polozk zurück. Den 17. griff der Feind herzhast an; obgleich man sich unter den alten schlechten Wällen der Stadt zusammen ziehen mußte, vertheidigte man sich doch eben so herzhast. Am 18. blieb bis gegen Abends 4 Uhr Alles ruhig; dann aber hätte man glauben mögen, daß die Hölle ihre Pforten geöffnet hätte; über 150 Kanonen ließen die Erde erzittern. Ein Offizier und 50 Mann marschierten ganz im Anfang der Kanonade *en tirailleurs* gegen eine feindliche Batterie, die ihnen gar zu viel Lärm machte. Eine Abtheilung von 24 *Chasseurs-à-cheval* bemerkte dieß; um sich den Ruhm der gehofften Wegnahme der



feindlichen Batterie allein anzueignen oder ihn doch wenigstens mit den 50 Mann Infanterie zu theilen, überholten die Chasseurs diese bald; als sie jedoch ein Detachement feindlicher Dragoner auf sich loskommen sahen, kehrten sie um, warfen sich auf die Infanterie und zusammen mit dieser auf eine französische Batterie. Da diese der eigenen Leute halber nicht schicken durfte, langten die russischen Dragoner fast im nämlichen Zeitpunkt wie die Flüchtlinge in derselben an und hieben die Kanoniere an ihren Geschützen zusammen. Dieser Erfolg belebte den Feind noch mehr; ein Regiment warf sich auf das andere, Freund und Feind vermengte sich und hinderte so die Batterien auf den Wällen von Polozk Feuer zu geben; das ganze Armeekorps schien seinem Untergange nahe zu sein; denn Unordnung und panischer Schrecken hatten dasselbe ergriffen; doch noch standen das 1. und das 2. Schweizer-Regiment unbeweglich und einer Mauer gleich mit gefälltem Bajonet da, Freunden und Feinden gleicher Weise den Tod drohend, sofern sie sich noch um einige Schritte genähert hätten. So zwang unsere Brigade ohne einen Schuß zu thun sie alle, wieder den gleichen Weg zu nehmen, den sie gekommen waren; obgleich ihr vom Brigadegeneral, der in diesem kritischen Momente etwas den Kopf verloren haben mochte, Rechtsumkehrt kommandirt wurde, drehte sich doch kein Einziger um. Rasch wurden nicht nur unsere eigenen Batterien sondern auch einige feindliche den Russen abgenommen, worauf Ruhe eintrat. Diese Ruhe ist seither nicht unterbrochen worden. Die Zahl der Todten und Blessirten war in Anbetracht der kurzen Zeit, welche das Gefecht gedauert hatte, eine sehr große.

Am ersten Schlachttage, also am 17. August, blieb der bayerische General Leroi auf dem Schlachtfelde und es wurde unser Marschall Dudinot am rechten Arm verwundet. Etwa 50 Schritte von dem Ort, wo unsere Brigade stand, liegt eine ganze Reihe höherer Offiziere begraben und zwar jeder an der Stelle, wo er am 18. August fiel. Anstatt des verwundeten Marschalls Dudinot hat General St. Cyr das Kommando der beiden Armeekorps übernommen; dieser ist es auch, der

am 18. den Sieg davongetragen; der Kaiser hat ihn daraufhin zum Marschall erhoben.

Obgleich von der rühmlichen Haltung der beiden Schweizer-Regimenter wohl in keinen öffentlichen Blättern wird gesprochen werden, so hat ihnen doch St. Cyr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, indem er denselben persönlich wegen ihrer Kaltblütigkeit und ihrem Muthes Lobsprüche ertheilte.

Da der Kaiser schon am 16. August von Moskau aufgebrochen sein soll, um den Feind auf der Straße von Petersburg zu verfolgen, so glauben wir auch bald vorrücken zu können; dafürhin muß indessen die russische Armee, die uns hier gegenübersteht, freiwillig den Rückzug antreten; denn wir vermögen nicht, sie dazu zu zwingen.

Die russische Armee ist sehr schön und es wird strengste Disziplin in ihr gehandhabt; sogar die Kosaken müssen sich dieser Disziplin fügen. Die Gefangenen werden menschlich behandelt; sowohl dadurch als durch ihre Tapferkeit zwingen uns die Russen die größte Achtung ab.

Mit dem herzlichsten Wunsche, daß dieser Brief Dich und die Deinigen wohl antreffen möge, versichert Dich seiner brüderlichen Liebe:

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 10.

**An Herrn Staatschreiber Heinrich Hirzel in Frauenfeld.**

Polozk den 22. September 1812.

„Dein letzter Brief vom 19. dieß war lange und langweilig genug und Du hättest weitere Nachrichten bis künftiges Jahr sparen können!“ wirst Du, lieber Bruder, bei Empfang meines gegenwärtigen Schreibens sagen und es wird Dir wunderbarlich vorkommen so bald wieder von mir zu hören; — noch wunderlicher aber, wenn Du vernimmst, um was es sich heute bei mir handelt. „Projektirter Rücktritt vom Militär zur Landwirthschaft“ möchte ich meinem heutigen Brief als Ueberschrift setzen; so vernimm den Näheres über diese Angelegenheit.

Du hast aus meinem jüngsten Brief gesehen, welche Aussichten ich als Militär habe; ich bleibe vielleicht bis in mein dreißigstes Jahr Lieutenant, um dann Hauptmann bei der Infanterie zu werden und dabei stehen zu bleiben, indem es unwahrscheinlich ist, daß ich in französischem Dienste, wo Protektion und Glück Alles entscheiden, zu einem höheren Grad gelangen werde. Da die neue Kapitulation die vier Regimenter, von denen jedes ursprünglich 36 Kompagnien zählte, nunmehr auf 22 Kompagnien reduziert und die Zahl der Offiziere auf altem Fuß beinahe komplet ist, so gelangen nun alle Ueberzähligen *à la suite*. Wird nun z. B. eine Hauptmannsstelle vakant, so wird sie durch einen Hauptmann *de la suite* besetzt; erst wenn einmal alle diese Hauptleute *de la suite* plazirt sind, beginnt man die ältesten Lieutenants zu befördern. Weil ich nun von mittlerem Dienstalter bin, so kommt die Reihe sehr spät an mich. Wäre es für uns Schweizeroffiziere nicht so schwer, in die französischen Linienregimenter einzutreten und würde ich nicht einen geheimen Widerwillen in mir verspüren, unter und mit Franzosen zu leben, so dürfte ich mit mehr Hoffnung in die Zukunft schauen; ein solcher Eintritt erscheint fast als eine Unmöglichkeit, wenn man nicht von unten auf gedient hat oder in einer Militärschule gewesen ist. Aus diesen Schulen wird man vom Ministerium zu den Regimentern geschickt, immer jedoch mit bloßem Unterlieutenants-Grad. Sodann könnte ich mich nur durch die Noth gezwungen dazu entschließen, mein Leben lang in der einförmigen Infanterie zu dienen oder vom 45. Altersjahr an, das zur Pensionirung berechtigt, ein unthätiges Leben zu führen und in spätern Jahren als Greis etwa gar noch Jemandem zur Last zu fallen.

Du merkst nun schon wo ich hinaus will, aber Du wirst mir antworten: „Es ist Deine eigene Schuld, daß Deine Lage Dich nicht befriedigt; Du hast es erzwungen Militär zu werden; so bleibe es nun auch. Meinst Du etwa daß andere Berufsarten keine Unannehmlichkeiten kennen? Zudem, wozu wärest Du jetzt noch tauglich? Oder wo wolltest Du die Mittel zu einem neuen Etablissement hernehmen und wie dürften wir erwarten, daß Du diejenige Sorge zu Deinen Sachen tragen würdest,

„welche jeder Beruf zum Gelingen erheischt, nachdem Du so viel Geld „unnütz verbraucht hast?“

Ich bekenne, daß es meine eigene Schuld ist, wenn ich in meinem jetzigen Militärstande nicht finde was ich zu finden hoffte; jung und unerfahren wollte ich klüger als Andere sein. Trotzdem bereue ich nicht, in diesen Stand getreten zu sein und ihn näher kennen gelernt zu haben; ich habe darin Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt, welche mir in jedem andern Berufe nützlich wo nicht unentbehrlich sein werden; daneben bin ich auch um Vieles klüger geworden. Was meinen Leichtsin in ökonomischen Fragen anbetrifft, so ist er keineswegs so tief eingewurzelt, wie man zu glauben allerdings Grund hat; er ist vielmehr eine bloße Folge meiner Stellung. Wo ist der Offizier, der sich im Garnisonsleben nicht hin und wieder zu einer unnöthigen Ausgabe verleiten ließe oder der im Feld immer an die Zukunft denken würde, während sein Leben täglich in Gefahr steht? Ueberdies könnte ich im Umgange mit guten Menschen oder unter gelindem Drucke des Pantoffels einer vernünftigen Gattin auch noch ein besserer Haushalter werden!

Du wirst auf das Gesagte hin begierig sein zu vernehmen, welches der Beruf ist, in dem ich mein Glück zu machen probieren wolle.

Wenn Du Dich erinnerst, wofür ich in früher Jugend zur Zeit meines Aufenthaltes in Ottenbach immer große Lust und Neigung zeigte und wozu ich auch später nicht untüchtig schien, bevor mich das Militärfieber ergriff, wird es Dich nicht befremden, daß ich den Landbau jedem andern Erwerbe vorziehen würde, um so mehr als auch meine jetzige Thätigkeit sehr viel mit derjenigen des Besitzers eines Bauerngutes gemein hat. Du magst vielleicht über meine Gedanken lachen und doch ist es mir dabei völliger Ernst und es ist nicht erst von gestern, daß ich sie ausbrüte; sie traten nur zurück, so lange mir, wie in den verflossenen paar Jahren, der Glückstern auf meiner militärischen Laufbahn leuchtete. — Ich habe auch reiflich alle Entbehrungen überdacht, die der Landbau mit sich bringt; sie schrecken mich aber von demselben nicht zurück, dagegen ist die Frage allerdings noch eine ungelöste, woher ich die Mittel

nehmen soll, um meinen Plan auszuführen. Die Lösung dieser Frage hat mich schon lange gequält und ich habe in meiner Verlegenheit deswegen auch noch mit Niemandem von der Sache gesprochen. Kaum darf ich auf Hülfe derjenigen meiner Freunde hoffen, die sich schon so beträchtlichen Verlusten mir zu liebe ausgesetzt haben; Andere werden kaum Lust bezeigen mir beizustehen und so dürfte mein Plan leicht scheitern. Nun ich werde mich, sollte dieß der Fall sein, als Mann in das Unvermeidliche schicken und muthig auf meiner einmal betretenen Laufbahn fortschreiten, auf die Gunst der Zeit hoffend.

Sei so gut, in einer müßigen Stunde über den Inhalt der vorliegenden Zeilen nachzudenken und mir vorurtheilslos und mit Deiner gewohnten Offenheit Deine Meinung über meinen Plan zu eröffnen, ohne zunächst noch mit Jemandem von der Sache zu reden, sofern Du nicht aus besondern Gründen das Gegentheil für gut findest. Selbst wenn mein Projekt weder bei Dir noch bei Andern auf Mißbilligung stoßen würde, bin ich doch ferne davon, einen übereilten Entschluß zu fassen, werde vielmehr den günstigen Augenblick zur Ausführung desselben abwarten. Lebe wohl!

S. H.

Brief Nr. 11.

An Herrn Schirmschreiber Paur.

Unweit Marienburg den 27. December 1812.

Es ist nicht lange her, daß ich zu zweifeln Ursache hatte, jemals wieder zu dem Glücke zu gelangen, mich schriftlich oder mündlich mit Ihnen unterhalten zu können; denn ich war nahe daran, den Beschwerden und dem Ungemach zu erliegen, welche alle meine physischen und moralischen Kräfte zu übersteigen drohten. Nur die Hoffnung, mein Vaterland und meine Freunde wieder zu sehen und im Vaterlande mit diesen leben und sterben zu können, vermochte mir Kraft und Muth genug zu verleihen zu dem Streben, mich einem fürchterlichen Tode oder einer schreck-

lichen Gefangenschaft zu entziehen. Ich darf mich nicht in die detaillirte Beschreibung der Leiden einlassen, welche nur so Wenige von uns überstanden haben; es wäre dieß jetzt noch nicht rathsam und ich fände auch die Worte noch nicht, die Ihnen auch nur einen annähernden Begriff von der Größe der ausgestandenen Körper- und Seelenqualen geben könnten. Es läßt sich dieß vielleicht bald in sicherer Weise als jetzt thun.

Ich zweifle sehr daran, daß Sie meinen Brief aus Orscha empfangen haben werden, weil der Courier bloß drei Tage vor der Ankunft des Kaisers in Orscha von diesem Orte abging und die Straße nach Wilna, die er einschlagen mußte, schon sehr unsicher war. Dennoch werde ich Ihnen nichts wiederholen von dem Treffen bei Polozk am 18. Oktober, in welchem sich unsere Regimenter, und zwar besonders das meinige, so sehr zu ihrem Vortheil auszeichneten und in welchem so mancher brave Schweizer sein Leben oder seine Freiheit verlor. Unter den Gefallenen befinden sich leider auch die meisten meiner lieben Kameraden; an den Folgen seiner Wunden starb auch Kommandant Hartmann Füzli in Kovno, nachdem er noch zum französischen Reichsritter ernannt worden war.

Auch von dem ganzen unglückseligen Rückzuge werde ich Ihnen vor der Hand nichts sagen, indem ich mit den öffentlichen Nachrichten in vielen Punkten nicht übereinstimmen möchte und diesen doch, so lange ich dießseits der Weichsel bin, nicht gerne widersprechen würde. Genug, daß ich in ziemlichem Wohlbefinden hier angekommen bin und allem Anscheine nach hier auch einiger Ruhe genießen werde, da sich unser Armeekorps hier sammeln und in dieser Gegend die Winterquartiere beziehen soll. Wie Jedermann, so habe auch ich Alles verloren; es bleibt mir nichts als was ich auf dem Leibe trage. Glücklicher Weise verkaufte ich noch zu rechter Zeit drei Pferde, denen sonst ohne Zweifel das nämliche Schicksal zu Theil geworden wäre, das drei andere getroffen hat, welche ich zur Fortschaffung meines Gepäcks und kranker Soldaten behielt, und die bald darauf vor Hunger und Müdigkeit liegen blieben. Unter den erwähnten kranken Soldaten befanden sich unglücklicher Weise auch meine



zwei braven Bedienten, die mir so sehr anhänglich waren. Hätte ich nicht für meine drei Pferde etwas zu 40 Louis d'or erlöst, so wüßte ich wahrhaftig nicht, ob und wie ich mir hätte durchhelfen können!

Nunmehr muß ich ihnen einen Entschluß eröffnen, den ich allerdings ohne Ihr Vorwissen gefaßt habe und der Ihnen daher wohl unerwartet kommt, Ihnen aber doch natürlich erscheinen wird. Er geht dahin, einen Stand zu verlassen, in welchem man weder Ehre noch Menschlichkeit mehr kennt, in dem der Mensch zum Tiger werden muß. Zudem fühle ich, daß ich meine Gesundheit, so eifern sie auch zu sein scheint, sicher einbüßen würde, wenn ich noch einmal das Ueberstandene durchmachen müßte. Ich will mich überhaupt lieber allem unterziehen als länger in einer Armee dienen, bei der man die Mannszucht selbst dem Namen nach nicht mehr kennt und die man eher einer Räuberbande als einer reglierten Truppe zu vergleichen versucht wäre.

Ich bin überzeugt, daß Sie meinem Entschlusse beistimmen, ja sich über denselben freuen würden, wenn Sie nicht als Freund und Vormund über mein weiteres Fortkommen besorgt wären. Da ich indessen nicht ganz unbrauchbar bin, so hoffe ich, es werde mir die nämliche gewissenhafte Pflichterfüllung und die Thätigkeit, welche mir bisahin die Achtung und die Liebe meiner Vorgesetzten in hohem Grade zu Theil werden ließen, auch in einem andern Berufskreise von Nutzen werden. Mein Entschluß ist nicht erst von heute; ich habe ihn schon seit mehr als einem Jahre, als das Glück mir noch wohl wollte, im Innern mit mir herum getragen und nur die Gelegenheit abgewartet, um ihn auszuführen.

Ich bitte Sie, verehrter, treuer Freund, meinen Gedanken nicht von vorneherein zu verwerfen, sondern sich darüber mit meinem Bruder Heinrich in Frauensfeld zu berathschlagen, dem ich schon früher über die Sache geschrieben habe, — oder auch mit andern meiner Gönner. Ihrer Meinungs-Äußerung sehe ich so bald als möglich entgegen.

Sobald sich Gelegenheit zeigt, werde ich Ihnen 25 bis 30 Louis d'or übersenden, theils um eine Obligation von 15 Louis d'or einzulösen, die Ihnen Herr Lieutenant Kürsner vorweisen wird, theils aber auch

um meinem Ihnen schon von Paris aus gegebenen Versprechen nachzukommen:

Ihr Ihnen stets dankbarer

Salomon Hirzel.

P. S. So eben erhalten alle Offiziere, die krank, verwundet oder ohne Truppen sind, den Befehl, nach Cüstrin zu gehen; folglich werden Sie die Güte haben, Ihre Briefe dahin zu adressieren.

Brief Nr. 12.

An Herrn Staatschreiber Heinrich Hirzel in Frauenfeld.

Quedlinburg den 4. Februar 1813.

Ich bat Herrn Schirmschreiber Paur in meinem letzten Briefe, die Antwort darauf nach Cüstrin zu adressieren, was er ohne Zweifel nicht lange hat anstehen lassen, um mich wieder ein Mal mit Nachrichten von sich selbst und seinen Lieben zu erfreuen. Das Verhängniß, welches seit einiger Zeit mich und meine Kameraden mit eiserner Hand drückt, hat mir auch diese Freude nicht gönnen mögen. Wir mußten nämlich wegen der starken Annäherung der Russischen Kosaken von Cüstrin schnell abreisen; wir hätten in der Festung nicht nur nichts genüßt, sondern wären dort nur im Wege gewesen. Man schickte uns also von Cüstrin nach Berlin, wo wir zufälliger Weise ungeachtet strengen Verbotes zu einem Ruhetage gelangten. Der König Friedrich Wilhelm III hatte nämlich für seine Reise nach Breslau alle Postpferde in Anspruch genommen. Ich bin mit mir selbst nicht ganz zufrieden, daß ich Berlin als Königsstadt und Residenz eines der ersten Monarchen höchstens mittelmäßig gefunden habe, während ich doch für diese berühmte Stadt immer Vorliebe hegte. Wohl weiß ich, daß es Monate braucht statt eines einzigen Masttages, um eine so ausgedehnte Stadt richtig beurtheilen zu können; dennoch fühlen wir Offiziere uns auf unser ewiges Herumziehen in der weiten Welt hin im Stande, dem ersten Anschein nach schnell und nicht

falsch urtheilen zu können. Es ist unbestreitbar, daß in Berlin die Breite der Straßen, die regelmäßige Bauart, die mit prächtigen Häusern eingefassten Plätze dem Auge öfters imponiren; allein man findet denn doch hier nichts Außerordentliches wie der Tuilerienplatz und Garten, wie die schönen Brücken und besonders wie das Palais Royal in Paris, was Alles zusammen sich mit nichts in der Welt vergleichen läßt. Was mir am wenigsten in Berlin gefiel, ist die Todtenstille, welche in den Straßen herrscht. Wohl mögen der Krieg und die Abwesenheit des Hofes zu derselben beitragen; sie ist aber gegenüber Paris doch eine ganz außergewöhnliche. Was mir weiter auffiel, ist die Seltenheit schöner Magazine; man findet hier Vieles nicht, das man sucht, während in Paris für Geld Alles sofort zu finden ist. Am Tage meiner Ankunft besuchte ich die Oper, wo die „Bestalin“ gegeben wurde; wäre ich in Paris nicht in der großen Oper gewesen, so würde ich vielleicht ganz entzückt nach Hause gefehrt sein, jedenfalls einen viel bessern Eindruck erhalten haben, als es jetzt der Fall war.

Am 24. Januar verreiseten wir von Berlin und gelangten über Spandau nach Brandenburg wo wir wiederum aus Mangel an Postpferden einen Tag liegen blieben. Ich benutzte diese Zeit, um meine alten Bekannten sowohl in der Stadt selbst als in einem benachbarten Dorfe aufzusuchen, wo ich auf dem Hinmarsch nach Rußland mit meiner Kompagnie im Quartier gelegen war. Den 28. Januar erreichten wir Magdeburg, wo wir zwei Tage verweilten, in der Hoffnung, unsern seit Mai vorigen Jahres rückständigen Sold ausbezahlt zu erhalten. Unsere Hoffnung ging indessen nicht in Erfüllung. Wer von uns noch etwas Geld hatte, kaufte sich in Magdeburg Stiefel und Beinkleider, die sehr wohlfeil und gut zu haben sind. Von Magdeburg aus schickte uns der Festungskommandant nach Quedlinburg mit der Bemerkung, auf unsere außerordentlichen dem französischen Kaiser geleisteten Dienste hin sei uns Ruhe und Erholung zu gönnen, Und so befinden wir uns denn hier in Quedlinburg, 9 Offiziere und ungefähr ebenso viel Soldaten, von beiden fast alle krank oder blessirt; auf weitere Bestimmung wartend, allerdings

in der verheißenen Ruhe, von den Bürgern jedoch ziemlich schlecht genährt. Ich habe meine ganze Kompagnie bei mir; sie besteht nebst meiner Person noch aus einem Kanonier und einem Train-Unteroffizier, ist also im Ganzen noch 3 Mann stark, besitzt weder Pferde noch Fuhrwerke mehr. Unter den beiden Glücklichen, welche sich noch des Lebens und der Freiheit erfreuen von Allen, die in dem schrecklichen Feldzuge meinem Kommando anvertraut waren, befindet sich zu meinem größten Vergnügen der Soldat, dem ich schon in Spanien einst mein Leben zu danken hatte und der mir auch auf dem Rückzug aus Rußland mehr Liebes und Gutes erwiesen hat, als ich ihm je zu vergelten vermag. Beinahe ein ähnliches Lob kann ich übrigens den sämtlichen Leuten meiner hingeschwundenen Kompagnie zollen. In der ganzen Armee gab es kaum eine schönere, sicher keine bessere als diese Kompagnie!

Obgleich ich weiß, daß man die Wahrheit höheren Ortes nicht gerne vernimmt und deswegen auch einen ausführlichen Bericht des Feldzuges zu geben unterlasse, muß ich Dir dennoch zur Ehre unseres Regimentes mittheilen, daß von dessen Offizierkorps 46 Mann todt und gefangen, 20 blessirt und noch anwesend sind. Unter den Todten befinden sich die Bataillonskommandanten Von der Wehd von Seedorf, Schwager des Obersten Castella, und Hartmann Füsli; Castella selbst empfing zwei glücklicher Weise todte Kugeln und es wurden ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Die andern Schweizer-Regimenter haben beinahe ebensoviel gelitten. Was uns Schweizern am meisten Ehre bringt, ist der Umstand, daß unsere Regimenter nicht nur in Folge des Glendes wie viele andere, sondern im Feuer vor dem Feinde auf ihr jetziges Nichts zusammengeschmolzen sind.

Abgesehen von heftigen Leibschmerzen, die einer Ruhr gleichen und mit häufigem Blutverlust verbunden sind, befinde ich mich wieder ziemlich wohl; das Fieber, an dem ich seit dem Eintritt in Preußen täglich litt, hat mich ganz verlassen; ebenso die Athembeschwerden, welche mich lange Zeit an jedem einiger Maßen andauernden Gehen hinderten und mich sogar dem Ersticken nahe brachten. Was mich am Meisten plagt, ist die

Ungewißheit über das Loos von Euch Allen, besonders auch über dasjenige unserer lieben Schwester Jeannette. Seit dem Monat April vergangenen Jahres habe ich keinen einzigen Eurer Briefe erhalten, was ich zwar unter den obwaltenden Umständen und bei meinem unstätten Leben leicht begreifen kann. Wenn Ihr auch die Briefe, welche Ihr von mir erhieltet, ohne Zweifel sogleich beantwortet habet, so bin ich eben nie lange genug an dem Orte geblieben, wohin Eure Briefe gerichtet waren; hernach gingen dieselben leider verloren.

Du wirst es kaum glauben, daß ich seit dem 19. Oktober 1812, dem zweiten Tage der Schlacht von Polozk, bis zu meiner Ankunft in hier am 1. Februar 1813 nur 9 Ruhetage hatte und diese Ruhetage, wenn man sie so nennen darf, fallen alle in die Zeit seit dem 27. November d. i. seit unserer Ankunft in Marienburg. Vorher bin ich tagtäglich auf dem Marsche gewesen. Stelle Dir vor, was das zur Winterszeit bei einer Kälte von mindestens 18° Reaumur, ohne Lebensmittel, zur Nachtzeit unter freiem Himmel, oft ohne Feuer und den Feind im Nacken heißen will! Fürwahr, wenn ich daran zurück denke, was wir auszustehen hatten, so läuft es mir jetzt noch kalt über den Rücken. Es bedurfte dazu nicht nur einen eisernen Körper, sondern auch einen eisernen Muth; ohne diesen wäre jener unterlegen. Was meinst Du, was mir diesen Muth zu geben vermochte? Es war nicht Furcht, in feindliche Gefangenschaft zu fallen; wer bürgte mir dafür, daß dieses Loos später mich doch noch erwartete und daß ich, je näher der Rettung, um so weiter zurück in die Sklaverei wandern müßte. Mancher der wie ich versuchte, diesem Schicksal zu entinnen, ist selbst nicht mehr weit von der preußischen Grenze in Feindeshand gefallen und beklagenswerther gewesen als jene, welche sich früher freiwillig gefangen gaben. Es war auch nicht die Furcht vor dem Tode, die mich zur Rettung antrieb; niemals habe ich eine Gefahr gemieden, welcher meine Pflicht mich aussetzte. Der Tod vor dem Feinde wäre übrigens als Wohlthat zu betrachten gewesen in einem Augenblicke, wo Tausend gegen Eins zu wetten war, daß man einer viel schrecklicheren Todesart, nämlich dem



Hungertode, nicht werde entgehen können. — Nein! es war einzig der Wunsch, mein Vaterland, meine Freunde wieder zu sehen, um weder das eine, noch die andern mehr zu verlassen, welcher mir den Muth gab, auch in der größten Gefahr, im äußersten Elend standhaft zu bleiben und mich ein Stück am Säbel gebratenes Pferdefleisch gut schmecken ließ. — Wird und kann dieser Wunsch in seinem ganzen Umfange erfüllt werden? Der Zweifel daran drückt mich oft darnieder. Wenn Ihr, sowohl Du als Herr Schirmschreiber Paur, meine Briefe aus Pologk erhalten habet, so kennt Ihr diesen Wunsch schon und Ihr wisset, daß ich ihn schon lange gehegt habe. Falsche Scham und nicht ganz unbegründete Aussichten schlossen mir den Mund und hinderten mich, Euch früher mein Herz zu leeren. Schon im September 1812 war ich beinahe entschlossen, einen Stand zu verlassen, welcher mir bei näherer Kenntniß nicht mehr recht gefallen wollte; um wie viel näher muß mir ein solcher Entschluß im Februar 1813 liegen! Wie ich den Dienst verlassen kann, weiß ich schon; welchen andern Beruf ich aber ergreifen soll, um weder meiner Familie noch meinen Freunden jemals zur Last zu fallen, weiß ich nicht; vermögenslos und noch zu keinem solchen Beruf ganz tüchtig wie ich bin, ist dieß eine schwierige Aufgabe. Hätte ich Euch am 2. Januar 1806 gefolgt, statt meinen Willen durchzusetzen und in den mir in den glänzendsten Farben erscheinenden Militärdienst zu treten, so wäre meine Lage wahrscheinlich eine bessere; doch kommt die Neue zu spät und es gilt jetzt für mich zu handeln. Du kennst meine Vorliebe für die Landwirthschaft; ich verkenne nicht die vielfachen Schwierigkeiten, die sich mir dabei entgegenstellen, gebe aber die Sache noch nicht ganz auf; vielleicht hilft mir ein glücklicher Zufall zum Gelingen meines Lieblingsplanes. Uebrigens will ich nichts erzwingen, sondern stelle meine Zukunft Eurem wohlmeinenden und weisen Rathe anheim; überzeugt, daß Ihr mir diesen nicht versagen werdet. Bis ich Eure Meinung kenne, werde ich keinen entscheidenden Schritt thun; nur bitte ich Euch, mich gütigst dieselbe bald wissen zu lassen.



Nachschrift vom 5. Februar 1813.

Das, woran ich nicht zweifelte, geschieht nun. Auch hier sollen wir nämlich noch keine Ruhe finden, sondern erhalten soeben den Befehl, nach Erfurt abzureisen. Wenn Du allenfalls Lust zu einem schönen Pferd und 30 bis 40 Louis d'or zur Verfügung haben solltest, so kannst Du mir schreiben und das Geld schicken; der Transport würde nichts kosten, da ich täglich zu zwei Pferde-Rationen berechtigt bin.

Antworte mir doch bald und adressiere Deinen Brief *poste restante* nach Erfurt; im Falle ich von dort wieder verreisen müßte, bevor Dein Brief ankommt, so würde ich die nöthigen Anstalten treffen, um ihn dennoch zu erhalten.

Lebe wohl, mein Lieber, grüße mir tausend Mal alle meine Freunde in den Kantonen Zürich, Thurgau und Schaffhausen. Dein treuer Bruder

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 13.

An denselben.

Lauterburg im Elsaß den 28. April 1813.

Du wirst finden, daß ich etwas spät auf Deinen so lange gewünschten Brief vom 22. Februar antworte und Mancher, der mich weniger als Du kennen würde, möchte versucht sein, dieses lange Stillschweigen meiner Nachlässigkeit oder Trägheit zu schreiben; jedoch glaube ich Dich versichern zu dürfen, daß mancher Staatsminister nicht mit mehr Geschäften beladen ist, als ich es seit den ersten Tagen meiner Ankunft in Lauterburg gewesen bin. Was mich ferner und eigentlich noch mehr abhielt Dir zu schreiben, war der Wunsch, Dir den Bescheid der Militärbehörde auf den von mir gewünschten Urlaub für Herstellung meiner Gesundheit mittheilen zu können; vergeblich warte ich jeden Posttag auf die Bewilligung meines Gesuches.

Für Deine herzlichen Glückwünsche zu meiner Rettung danke ich Dir auf's Innigste und bin überzeugt, daß, hätte ich sie auch nicht in Deinem Briefe gelesen, sie dennoch in Deinem Herzen geschrieben ständen. Sei überzeugt, daß ich das Glück zu schätzen weiß, Geschwister und Freunde zu haben, die den armen, unglücklichen Bruder und Freund, der weder befördert noch mit einem Ordensband geschmückt worden ist, wieder in ihre Mitte zurück wünschen. Ich habe zwar das Bewußtsein, ein glänzenderes Loos verdient zu haben, als das mir zugefallene, sofern wenigstens pünktliche und redliche Pflichterfüllung, Standhaftigkeit im größtmöglichen Elende und Muth in immerwährender Gefahr zu solch' einem glänzenderen Loose berechtigen. Als einer der ältesten Lieutenants beim Regiment könnte ich bei der günstigen Stimmung meiner Vorgesetzten auf Beförderung rechnen; die Reduktion der 4 Regimenter auf ebensoviel Bataillone schließt nun aber jede Möglichkeit einer solchen Beförderung aus. Daraus, daß ich mich auf dem unglücklichen Rückzuge der Armee allen denkbaren Beschwerden und Gefahren blosgestellt habe, erwächst mir kein Vortheil, weil die Generale, unter deren Befehlen ich stand, sowie ihre Nachfolger im Kommando tod oder gefangen sind, so daß von dieser Seite nichts für mich zu hoffen ist.

Eben so wenig darf ich von Seite meines Regimentes etwas erwarten, indem ich nur am 18. Oktober, d. i. in der zweiten Schlacht von Polozk mit ihm den Feind bekämpfte, später aber nicht einmal mehr mit ihm zur nämlichen Armee zählte, weil ich zur unglücklichen großen Armee stoßen mußte, um mit meinen Geschützen der Arrière Garde zugeheilt zu werden. Begreiflicher Weise werden die 16 Ordenskreuze, die der Kaiser meinem Regimente gibt, nur denen verliehen, welche sich bei letzterem selbst auszeichneten. Eine Dekoration wäre mir sehr erwünscht gewesen, weniger aus Eitelkeit, um ein rothes Bändchen im Knopfloch tragen zu können als um der Freude willen, die ich dadurch meiner Familie und meinen Freunden bereitet hätte. Auch in weitem Kreise würde ein solches Ehrenzeichen mir Achtung erworben und in manchen Fällen auch als Rekommandation gedient haben.

Mein Plan, mich der Landökonomie zu widmen, scheint Euch nicht recht zu gefallen; da ich annehmen muß, daß Ihr triftige Gründe dagegen haben werdet, beharre ich nicht auf demselben; halte dagegen fest an meinem Entschlusse, meinen jetzigen Stand zu verlassen; insofern dieß irgendwie möglich ist, ohne daß ich nachher Jemandem zur Last falle. Wie du wissen wirst, hatte Herr Schirmschreiber Baur die Güte, sich bei den Herrn Zeugherr Breitinger und Oberst Ziegler für die Stelle eines Instructors der Zürcherischen Artillerie zu meinen Händen zu verwenden; bei dem Mißgeschick, das mich verfolgt, besorge ich aber, meinen Abschied aus französischem Dienste so lange anstehen zu sehen, bis jene Stelle vergeben ist. Außerdem hege ich Zweifel daran, derselben gewachsen zu sein; wenn es auch gegenwärtig kaum einen bessern Artilleristen in Zürich geben mag als ich es nach den in Rußland gemachten Erfahrungen bin, so weiß ich doch nicht, ob meine theoretischen Kenntnisse den Forderungen entsprechen, die man stellt. Sollte es sich um einen einfachen Drillmeister handeln, dessen einziges Bemühen dahin zu gehen hat, täglich die nämliche Litanei herzusagen und sich von dem halben Duzend Menschen, die man immer zu ermüden genöthigt ist, verwünschen zu lassen, so gestehe ich, daß eine solche Stelle mir nicht zusagt und daß nur die dringendste Noth mich zu deren Annahme bewegen könnte. Beabsichtigt man dagegen die Errichtung einer Art von Artillerieschule, zu deren theoretischer und praktischer Leitung ich bestimmt wäre, so würde ich mir mit Freuden alle Mühe geben, den Erwartungen der Behörden zu entsprechen. Ich zweifle indessen daran, daß dies der Fall sein wird, weil man auf solche Dinge bei uns große Summen weder verwenden will noch kann. Ob unsere Regierungen in der Schweiz hierin das Richtige treffen, steht mir zu beurtheilen nicht an. Wie gesagt gebe ich mich nicht für einen fertigen Artillerie-Offizier aus; denn wenn ich auch einige Kenntnisse in der Artillerie-Wissenschaft besitze, so mangeln mir vielleicht andere Zweige derselben, welche von Leuten, die den Krieg nur im Zimmer führen, höher gehalten werden als die Kenntniß dessen, das zum Ausgang einer Schlacht beiträgt. — Ich gestehe, daß ich vom

Militärstande in der Schweiz für mein Fortkommen keine großen Hoffnungen hege, wird derselbe doch von den jungen Leuten gewöhnlich nur als ein Mittel zur Belustigung, von deren Eltern als das Grab aller guten Sitte angesehen und halten doch die Regierungen die Militärausgaben für mehr oder minder überflüssig! Meine Meinung geht allerdings dahin, daß man auf richtige Art mit geringen Mehrkosten zu einem weit höhern Ziele gelangen könnte. Da ich also kaum hoffen darf, in meinem Vaterlande eine Anstellung als Militär zu finden, so suche ich mich an den Gedanken zu gewöhnen, einen andern Beruf zu ergreifen, am Liebsten einen solchen, der irgendwie mit der Mathematik zu thun hätte. Sollte sich gar nichts für mich finden, so mag der liebe Gott meine enge Brust nur wieder hinlänglich erweitern, um in Seinem Namen nach Ablauf meines Urlaubs im Vaterland wieder dahin zu gehen, woher ich gekommen bin.

Meine hiesige Lage wird bald eine unangenehme werden; die wenigen meiner Kameraden die sich noch hier befinden und wie ich so glücklich gewesen sind, dem Tode oder der Gefangenschaft zu entgehen, werden nun Alle verreisen, um sich auf's Neue fragliche Lorbeeren und leere Mantelfäcke zu erkämpfen, oder aber um in Bädern von ihren Wunden zu genesen. Was den Reiz unseres hiesigen Garnisonsortes betrifft, so ist er nicht einmal mit demjenigen Frauensfeld's zu vergleichen; in letzterem ist viel angenehmer zu leben; es ist sogar noch größer als Lauterburg; Du kannst daraus einen Schluß auf die Unnehmlichkeit meines gegenwärtigen Aufenthaltes ziehen. Bis jetzt wurde mir zwar täglich das Vergnügen zu Theil, reiten zu können; nun hat aber der Besitzer des Pferdes seine Ernennung zum Adjutanten des Obersten von Castella erhalten, so daß ich jenen Genuß bald missen muß.

Noch bleibt mir übrig, Dich wissen zu lassen, worin die großen Geschäfte bestehen, über deren Last ich im Eingange meines Briefes Klage führe. Ich kommandiere nämlich eine Kompagnie von hundert und etlichen Mann, die alle an Krücken gehen und künftigen Monat insgesamt in's Bad verreisen werden. Dieses Kommando ist unstreitig

ein ebenso mühevoll als undankbares, indem die Leute alle von den Kriegsbataillonen herkommen, ihre sämmtlichen Rechnungen und Effekten verloren haben, und mir nun obliegt, jeden von ihnen wieder damit zu versorgen.

Grüße mir herzlich unsern Bruder Hans und seine Familie; es wundert mich, ob er meinen Brief aus Pologk vom Monat September vorigen Jahres erhalten hat? — Daß sich auch die fröhlichen Gesellschafter in Frauenfeld noch meiner erinnern, freut mich sehr; sie werden erstaunt sein zu hören, daß ich seit meiner Zurückkunft aus Rußland nur einen Schoppen Wein zum Mittagessen trinke, wenig mehr rauche und selten in's Wirthshaus gehe und zwar alles Dieses ohne verliebt zu sein. Bitte richte meine Empfehlungen an die Herren aus.

Tausend Grüße auch an meine übrigen Lieben.

Salomon Hirzel.

#### Brief Nr. 14.

**An Herrn Schirmschreiber Baur in Zürich.**

Lauterburg den 5. Juli 1813.

Es thut mir äußerst leid, durch unglückliche Umstände genöthigt zu sein, eine Bitte an Sie zu richten, deren Gewährung Ihnen Verdruß und Sorgen zuziehen muß, während das Gegentheil Sie bei Ihrer Freundschaft für mich ebenso sehr schmerzen als mich selbst beunruhigen würde.

Sie erinnern sich ohne Zweifel meines Briefes vom Ende des verflossenen Jahres aus der Gegend von Marienburg, in welchem ich Ihnen versprach, Ihnen mit erster Gelegenheit 25 bis 30 Louis d'or zu schicken. Damals wäre ich im Stande gewesen, dieß zu thun; die 300 Stunden betragende Reise von Marienburg bis hieher hat anfänglich meine Kameraden und mich oft genöthigt, aus Mangel an Requisitionspferden mit der Post zu fahren, um den Kosaken zu entweichen. Dieß und der Um-

stand, daß ich auf dieser Reise kaum eine gesunde Stunde hatte, verursachte Mehrkosten; dann bekenne ich auch freimüthig, daß die frohe Aussicht, bald in den Hafen der Ruhe zu gelangen, uns verleitet hat, hie und da einen Thaler mehr auszugeben, als eine genaue Rechnung ertragen hätte. Hier angekommen, trug ich mein ganzes Gepäck auf dem Leibe, dazu noch in schlechtem Zustande, so daß ich gezwungen war, mich sogleich neu zu kleiden; darüber ging der Sold für die paar Monate, welchen ich zu fordern hatte wieder verloren. Der unvernünftigen Ordre, nach der Rückkehr aus dem Felde sich wieder eine neue große Uniform anzuschaffen, widersetzten wir uns vergeblich; unser Oberst drohte uns, im Weigerungsfalle dem Kriegsminister darüber Rapport zu erstatten. Als unnöthig könnte man strenge genommen auch einige Ausgaben bezeichnen, die man zur Bewillkommnung eines verloren geglaubten und wieder gefundenen Kameraden machte; sie sind zwar nicht von Bedeutung, aber schließlich summiert sich Alles höher als man glaubt.

Mit dem Allem wäre ich nicht genöthig, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen und Sie um Hülfe zu ersuchen, wenn mich nicht eine lange Krankheit hier in Lauterburg befallen hätte, die, wie ich hoffen darf, nun bald überstanden sein wird, aber mich unsäglich viel kostet. Während vierzehn Tagen hat mich der Arzt täglich drei Male besucht und auch einige Nächte bei mir zugebracht; der Apotheker will für seine Arzneien, worunter 7 Unzen Chinarinde, auch bezahlt sein; ebenso meine Hauswirthin für ein ihr verdorbenes Bett. Rechne ich Alles zusammen, so komme ich annähernd auf 25 Louis d'or, und diese Summe möchte ich mir von Ihnen, sofern es Ihnen möglich ist, in einem Wechsel auf Straßburg erbitten.

Nachdem ich Ihnen offenherzig die Wahrheit dargelegt habe, füge ich keine weitem Entschuldigungen bei; ich weiß bei Ihrer Güte gegen mich, daß Sie mir entsprechen werden, wenn Sie es können.

Ihr Ihnen ewig verbundener

Salomon Hirzel.



Brief Nr. 15.

An denselben.

Lauterburg den 26. Juli 1813.

Meinem Versprechen zufolge ergreife ich die Feder, um Ihnen zu bestätigen, daß ich heute in acht Tagen in Baden eintreffen und wahrscheinlich in der Waag, vielleicht auch im Staadhof absteigen werde. Da ich vollkommen hergestellt bin und mich weiter nichts hier zurückhält, werde ich den 28. dß, also übermorgen, die so lange ersehnte Reise nach der Heimat antreten. In der freudigen Hoffnung, Sie und Ihre liebe Familie bald umarmen zu können, bleibe ich Ihr ergebenster

Salomon Hirzel.

Brief Nr. 16.

An Herrn Schirmschreiber Baur in Zürich.

Nyon, den 30. April 1815.

Es scheint, daß Ihre verehrte Frau das Billet, welches ich ihr von Lenzburg aus am 20. März übersandt habe, nicht erhalten hat; denn so viel ich von dem mit meinen Geschäften beauftragten Herrn Pestalozzi <sup>1)</sup> in Bern höre, ist ihm nichts von dem, was ich mir darin erbeten habe, zugekommen. Ich ersuchte Frau Schirmschreiber nämlich um zwei Bücher, welche ich indessen gegenwärtig bei meinem beständigen Herumziehen leicht entbehren kann. Ich bereise in Folge des von Sr. Excellenz Hrn. General v. Bachmann erhaltenen Auftrages die ganze Linie von Genf bis nach Basel, um alles im Felde stehende Materielle zu inspizieren und zu schätzen. Sie werden mir kaum glauben, wenn ich Ihnen sage, daß mir

---

<sup>1)</sup> Hans Conrad Pestalozzi von Zürich, geb. 1784, Banquier in Bern, ältester Bruder des bekannten Ingenieurs Oberst Heinrich Pestalozzi vom eidgenössischen Quartiermeister-Stab.

dieser unter andern Umständen so erwünschte Auftrag und die damit verbundene Reise gegenwärtig sehr unangenehm sind. Alles, was ich sehe, erfüllt mich wechselsweise mit Besorgniß und mit Wehmut für mein Vaterland, zuweilen wohl auch mit Entrüstung. Ein weiterer Auftrag kommt für mich hinzu, derjenige nämlich, den Jura nach seiner artilleristischen Seite zu studieren. Die letzten drei Tagereisen legte ich fast immer im Schnee zurück und zwar so, daß mir meine Ohren völlig zufroren. Mein Geschäft ist also für mein körperliches Behagen keineswegs angenehm, abgesehen davon, daß ich bei Betreibung desselben auf traurige Wahrnehmungen stoße und in dieser Beziehung oft in peinliche Lage gerathe. Was mir die Sache erträglicher macht, ist die Wichtigkeit meiner Aufgabe; je größer die Unordnung ist, die im Ganzen herrscht, desto nützlicher und nothwendiger ist die mir überbundene Schätzung der Entschädigung für den Minderwert oder Verlust am Materiellen, der den einzelnen Kantonen in Folge des Feldzuges erwächst.

Meine Ansicht über unsere Lage will ich, da Sie von Anfang an die Sache minder schwarz ansahen als ich, nur kurz dahin zusammen fassen, daß man sich zu mehr als noch einmal so großen Opfern entschließen muß, als die bisher gebrachten sind, um auf einen glücklichen Erfolg hoffen zu können. Dabei setze ich allseits reinen, ächten Schweizer-sinn und vollkommene Eintracht voraus, sowie rücksichtlich der Kommandirenden geradezu Wunder vom Himmel. Ich habe mich mit eigenen Augen überzeugt, daß so wie man jetzt Krieg führt, unsere Westgrenze unmöglich vertheidigt werden kann. Nun aber könnte man im Falle eines Angriffes von Seite Frankreichs auf einen großen Teil der Waadt-länder nicht nur nicht rechnen, sondern müßte sogar Schlimmes besorgen. Es gibt selbst unter unsern zürcherischen Kantonsbürgern solche, die zur Unehre des Staates Epauletten tragen, welche aber niederträchtig genug sind, die Soldaten zu bearbeiten, sich zu weigern die Grenze zu überschreiten. Ich kenne einige von ihnen persönlich. „O der Schmach!“

So gerne ich Ihnen noch über Manches schreiben möchte, muß ich doch abbrechen. Meine achttägige, ziemlich beschwerliche Reise hat mich

ermüdet; ein falscher Alarm in der verflossenen Nacht ließ mich nicht zu der gehofften Ruhe kommen und so muß ich diese jetzt suchen, um morgen in der Frühe meine Reise nach Genf mit frischen Kräften fortsetzen zu können.

Zur Beruhigung meiner Schwester Jeannette füge ich bei, daß mir meine Reisekosten vergütet werden und daß ich auf Abrechnung bereits 20 Louis d'or erhalten habe. — Briefe für mich bitte ich fortwährend an Herrn Pestalozzi in Bern zu adressiren.

Viele Grüße an die lieben Ihrigen, welche sich hoffentlich Alle wohl befinden.

Ihr Freund:

S. Hirzel.

Brief Nr. 17.

**An Herrn Staatschreiber Hirzel in Frauenfeld.**

Le Ballarouon im Jura den 20. Juli 1815.

Dein werthes Schreiben vom 10. dieß ist mir in der Willkür, worin ich seit einigen Tagen lebe, äußerst willkommen und ich danke Dir herzlich dafür; es freut mich auch zu hören, daß Ihr mir mein etwas langes Stillschweigen gerne verzeiht. Ich will nicht behaupten, daß es mir unmöglich gewesen wäre, dasselbe früher und wiederholt zu unterbrechen; gewiß hätte es aber nicht geschehen können, ohne mich dem Dienste oder der mir sparsam zugemessenen und doch unentbehrlichen Ruhe zu entziehen.

Deine philosophischen Auslassungen über Frankreich und über dessen Beherrscher, der nun hoffentlich für immer gefallen ist, las ich mit Vergnügen; ebenso richtig mögen diejenigen über unser Vaterland sein. Wenn in diesem eine Krisis unvermeidlich ist, so ist es wohl besser, wenn sie nicht mehr lange ausbleibt und entscheidend wirkt.

Um auf Deine Frage, warum ich von der Tagsatzung noch nicht brevetiert worden sei, befriedigend antworten zu können, schrieb ich sogleich

nach Empfang Deines Briefes an Herrn Oberst von Luternau in dieser Angelegenheit. So eben erhalte ich seine Antwort, die dahin geht, Se. Excellenz der General sei bei der Tagsatzung noch um keine Brevets eingekommen, aus Besorgniß, die bedeutende Zahl von Artillerie-Stabs-offizieren möchte Aufsehen erregen. Schon zur Zeit als davon die Rede war, mir das Kommando der Artillerie einer Armee-Division zu übertragen, lag es in dem Plane des Obersten von Luternau, mir ein Ofterstlieutenant-Brevet zu verschaffen; ich verbat mir aber damals jene dießfällige Bemühung aus guten Gründen. Seitdem hatte ich Gott sei Dank Gelegenheit, unserm Vaterlande wesentlichen Dienst zu leisten und so darzuthun, daß ich zur Bekleidung höherer Militärstellen in Zukunft nicht unwürdig sein dürfte. In Friedenszeit möchte es mir schwer fallen, selbst nach Erwerbung der nöthigen Kenntnisse und Erreichung eines reifern Alters auf einen Grad zu avancieren, der meinen Wirkungskreis zu einem ausgedehnteren machen und mir ermöglichen könnte, im Militärwesen noch mehr Gutes als bisher zu leisten. Aus diesem Grunde würde ich keine Schwierigkeiten mehr machen, gerade jetzt, wo es ohne Nachtheil geschehen kann, *anticipando* einen höhern Grad anzunehmen. Auch in einem solchen fühle ich mich vor wie nach als Schuldner gegenüber meinem Vaterlande. Daran wird jedenfalls der Umstand nichts ändern, ob ich als Oberstlieutenant *Epauletten à gros bouillons* trage oder aber nicht. Meine Abneigung gegen den Soldatenstand hat auf Alles hin, was ich im Russischen Kriege erlebt habe, keineswegs abgenommen, wächst im Gegentheil mit jedem Tage; es schließt aber dieß nicht aus, daß ich mich sehr gerne der Militär-Wissenschaft widmen würde, sofern ich mich dadurch dem Vaterland nützlich erweisen und mein Brod finden könnte.

Ueber Politik mag ich Dir nicht schreiben; ich weiß davon übrigens auch nicht viel; wir wünschen allgemein, das Land, in dem wir uns befinden, bald verlassen zu können, spielen wir doch hier eigentlich keine würdige Rolle!

Solltest Du Lust bekommen, mich in unserm dormaligen Hauptquartier zu besuchen, so bitte ich Dich, die nothwendigsten Nahrungsmittel zu Deinem Unterhalte mitzubringen; Du könntest sonst um so eher merklich vom Fleische fallen, als Du Dein Bett mit zahllosen Blutjägern theilen müßtest.

Zu meinem Leidwesen habe ich Ursache, mit dem Erfolg der vierwöchentlichen Kur, welcher sich mein Gaul in Bern unterziehen mußte, keineswegs so zufrieden zu sein, wie es der behandelnde Pferdarzt in Bern war; schon in Basel mußte ich mit Schmieren und Waschen von Neuem beginnen, glücklicher Weise nicht ohne Erfolg. Die Geschwulst wird zwar nie mehr völlig vergehen, ist aber von Jemandem, der nichts davon weiß, kaum mehr wahrzunehmen.

Grüße mir alle meine Freunde und lebe recht wohl!

Dein treuer Bruder

Salomon Hirzel.

